Das Buch von den polnischen Juden

Herausgegeben von

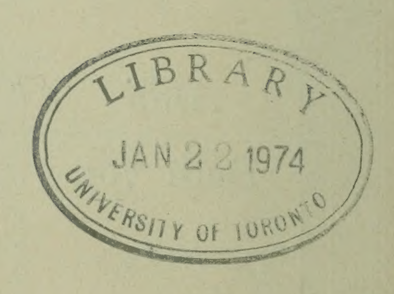
S. J. Agnon und Ahron Eliasberg

1916

JÜDISCHER VERLAG, BERLIN


כנסת ישראל בפולין
פּוֹלִין
הָעֲדִינָה הַקְּדוּמָה
לְתוֹרָה
וְלִתְעוּדָה
לְמִיּוֹם סוּר אֶפְרַיִם מֵעַל
יְהוּדָה:


Jüdischer Verlag, Berlin
Das
Buch von
den
polnischen
Juden



Einbandzeichnung von Hugo Krayn
Fünfzig numerierte Exemplare wurden auf Bütten abgezogen
Preis in Ganzpergament M. 12,—.
Druck von C. Schulze & Co., Gräfenhainichen

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen

Tafelbilder

Textbilder



Hermann Struck: R. Akkiba Eger.
1761—1837.
Radierung.

S. J. Agnon

Polen

die Legende von der Ankunft

I. Erſte Kunde.

Polen, du edles, die Thora zieret ſeit alters dich,
ſeit dem Tage ſchon, da Ephraim von Juda wich.
Klagelied des Moſe Hacohen, 5417.

Wir hätten es nicht gewußt, aber unſere Väter erzählten es uns, wie Iſrael aus dem Frankenreiche nach Polen kam und ſich dort niederließ.

Es ſah Iſrael, wie die Leiden ſich immer erneuerten, die Verhängungen ſich mehrten, die Verfolgungen zunahmen, die Knechtſchaft groß ward, die Herrſchaft des Böſen Verhängnis an Verhängnis reihte und Vertreibung an Vertreibung häufte, daß es vor ſeinen Haſſern nicht mehr beſtehen konnte, — da trat es auf die Wege und ſchaute und fragte nach den Pfaden der Welt, welches der rechte Weg ſei, den es betreten ſolle, um für ſich Ruhe zu finden. Da fiel ein Zettel vom Himmel herab:

Gehet nach Polen!

So gingen ſie nach Polen und ſchenkten dem Könige einen ganzen Berg von Gold, und es empfing ſie der König mit großen Ehren. Und Gott nahm ſich ihrer an, und er ließ ſie Gnade vor dem Könige und vor den Fürſten finden. Und es erlaubte ihnen der König, in allen Provinzen ſeines Reiches weit und breit zu wohnen und zu werben, und nach den Vorſchriften ihres Glaubens ihrem Gotte zu dienen; Rabbiner und Richter

zu wählen, um nach den Gesetzen Israels Recht zu sprechen. Und der König beschützte sie vor allen Feinden und Bedrängern.

Und es wohnte Israel ungestört in Polen lange Zeit. Sie trieben Handel und allerlei Handwerk. Und Gott gebot dem Segen, daß er mit ihnen sei im Lande, so daß sie Ruhm unter den Völkern gewannen. Und sie trieben auch Handel nach den benachbarten Ländern und prägten Münzen in der Sprache des Landes, aber mit heiligen Lettern. Das sind die Münzen, auf denen ein Löwe zu sehen ist, der von rechts hervorstürzt und auf denen die Worte „Meschka, melech polski“ oder „Mesche krul polski“ eingegraben sind. Die Polen nennen nämlich König „Krul“.



Aber es gibt auch einen Anhalt dafür, daß Israel seit Urzeiten im Lande Polen wohnte und dort bei Lehre und Gesetz gedieh. Denn als sie aus dem Frankenreiche gezogen kamen, fanden sie in Polen einen Wald, dessen Bäume rundum beschrieben waren, in jeden Baum war ein Talmudtraktat eingekerbt. Das ist der Wald Kawczyn, der nach Lublin führt.

Und es gibt welche, die glauben, daß auch der Name des Landes einer heiligen Quelle entspringt: der Sprache Israels. Denn so sprach Israel, als es dahinkam: po—lin, das heißt: hier nächtige! Und

meinten: hier wollen wir nächtigen, bis Gott die Verstreuten Israels abermals sammeln läßt.

So erzählten uns unsere Väter.

Ist dies Überlieferung, so nehmen wir sie als solche hin. Wer aber sichere Kunde von der Ankunft vernehmen will, der höre, was nun berichtet wird.

II. Regen.

Zu jener Zeit will ich erhören, spricht der Herr, will ich erhören den Himmel, und er wird die Erde erhören. Hosea 2, 23.

Es erzählt der Rabbi, der Verfasser der „Hand des Friedensvaters“ (Wochenabschnitt „Sprich“), nach dem Buche „Myrrhenbündel“ (Wochenabschnitt „In meinen Gesetzen“), daß die Kinder Israels, die kamen, in Polen zu wohnen, sich verbindlich machten, durch ihr Gebet den Regen zu bringen, denn sonst hätten sich die Götzenpriester geweigert, sie in ihrem Lande aufzunehmen.

Und dies ist die Geschichte vom Regen.

Im Jahre 4653 kamen aus dem Reiche der Franken die Gesandten Israels; und das waren Rabbi Jecheskiah Sephardi, Rabbi Akiba Estremadura, Rabbi Emanuel von Askalon, der Mathematiker, Rabbi Levi Bachri, der Redekundige und Rabbi Natanael von Barcelona. Alle kamen sie nach der Stadt Gnesen, wo der Fürst Leschek aus dem Hause Piast war, der König von Polen, um von ihm eine Ruhestätte für ihre Brüder, die Juden, in seinem Lande, dem Lande Polen, zu erbitten. Denn sie saßen im Frankenreiche und fanden dort keine Ruhestätte.

Und ſie ſprachen zu ihm:

„Du kennſt die ganze Mühſal, die über uns kam. Unſere Väter waren nach dem Frankenreiche herabgeſtiegen und wir ſaßen viele Tage dort und die Leute taten uns und unſeren Vätern Böſes, und ſiehe da, wir ſind in Gneſen, um in deinem Gebiet eine Ruheſtätte zu erbitten, wir wollen, ſo bitten wir, in deinem Lande ſitzen, aber wir wollen unſerem Gotte dienen; das Gebot des Königs wollen wir hüten, nicht nach rechts noch nach links wollen wir davon weichen, bis der Geiſt von der Höhe über uns wach werden und uns aufrecht führen wird in unſer Land.“

Und der Fürſt ſaß im Tempel ſeiner Götzen, und er ſchenkte ihnen Gnade. Und er antwortete dem Rabbi Levi Bachri, dem Haupte der Redenden, und ſprach: „Wartet doch drei Tage, dann will ich euch ein Wort antworten, wie meine Götter es mir eingeben werden.“

Und es ſaßen die Geſandten Iſraels mit Leſchek.

Und es kamen die Götzenprieſter zu Leſchek und ſprachen:

„Wer ſind dieſe Männer bei dir?“

Da ſprach Leſchek zu den Götzenprieſtern:

„Iſrael ſchickte zu mir: Siehe wir wurden zu Schande und zu Spott für die Völker ringsum, wir wollen, ſo bitten wir, in deinem Lande ſitzen, aber wir wollen unſerm Gotte dienen; das Gebot des Königs wollen wir hüten, nicht nach rechts noch nach links davon weichen.“

Da ſprachen die Götzenprieſter zu Leschek:

„Erlaube ihnen nicht, in dein Reich zu kommen, außer wenn ſie durch ihr Gebet den Regen zu ſeiner Zeit herbringen.“

Und am Morgen des dritten Tages ſtand Leſchek auf und ſprach zu den Geſandten Iſraels:

„Siehe, mein Land liegt vor euch, ſitzt, wo es am beſten iſt in euren Augen, und ich will mit euch einen Friedensbund ſchließen und ihr ſollt ſicher in Polen ſitzen und ſollt den Regen zu ſeiner Zeit herabbringen, Regen des Segens mit eurem Gebet."

Da antworteten die Geſandten Iſraels und ſpra=chen:

„Bei Gott iſt die Hilfe."

Und er ſchloß mit ihnen einen Friedensbund und gab ihnen gute Geſetze und Rechte, nach denen ſich leben ließ.

Und ſie verließen den Fürſten mit ihren Privile=gien in der Hand.

Und ſie kehrten zu ihren Brüdern zurück und er=zählten alles, was ihnen begegnet war.

Und ſie ſprachen:

„Auf und laßt uns hingehen, denn wir ſahen das Land, und ſiehe, es iſt ſehr gut, und auch wer im Lande ſitzt, deſſen Herz iſt nicht böſe gegen uns. Den Gott des Himmels kennen ſie nicht, ſie fürchten ihre Götzen, aber auch von dem Gott Iſraels glauben ſie, daß er ſeinen Söhnen helfen kann, wenn der Himmel ſich verſchließt, und kein Regen kommt, und wenn ſeine Söhne zu ihm beten werden, dann wird er Regen auf die Erde geben." Und ſie erzählten alles, ſo wie es ihnen der Fürſt geſagt hatte: „Siehe, mein Land liegt vor euch, ſitzt, wo es am beſten iſt in euren Augen, und ich will mit Euch einen Friedensbund ſchließen und ihr ſollt ſicher in Polen ſitzen, aber fleht zu dem Herrn eurem Gott, daß er den Regen zu ſeiner Zeit herabſchicke." Und ſie berichten weiter:

„Auch von den Kindern Israels sind dort, die aus Kiew und aus dem Lande des Chasarenkönigs kamen.“

Und die ganze Gemeinde erhob ihre Stimme, eine große Stimme, wie folgt:

„Gesegnet sei Gott, der seinem Volke Israel eine Ruhestätte gab!“

Und sie fragten nach dem Ergehen ihrer Brüder und sprachen:

„Auf und laßt uns hinziehen!“

Und die Söhne von Israel zogen aus dem Lande der Franken und kamen, sich im Schatten der Könige Polens zu schützen. Von dort brachten sie mit sich die Sprache ihres Landes, die Sprache der Deutschen, und die Sitten Israels. Und Israel saß in Sicherheit, ein Segen inmitten des Landes. Und sie dienten dem Gotte ihrer Väter, und das Land gab seinen Ertrag.

Darum streuen bis zum heutigen Tage in Polen die Bauern ihre Saat auf die Felder am Rosch Haschanah und am Jom Kippur zum Gedächtnis daran, wie es ihre Väter taten. So taten es ihre Väter: Zur Zeit, da Israel vor seinem Vater im Himmel gebückt stand mit leerem Bauche, gingen sie hinaus und streuten die Saat auf ihre Felder. Denn wurde die Saat auf die Felder zur selbigen Zeit gestreut, da Israel vor seinem Vater im Himmel gebückt stand mit leerem Bauche, so erwiesen sich bei dem Getreide, das aus der Erde hervorkam, die Ähren voll, das Land gab seinen Ertrag, und das Feld war gesegnet.

Am Brauche ihrer Väter halten sie fest.



Max Fabian: Auswanderer.
Gemälde.

Von Stufe zu Stufe

Wandlungen der öffentlich-rechtlichen Stellung der Juden im alten Polen, dargetan an einigen Urkunden

I. Gleichberechtigung.

1389.

Wir, Alexander Witowt, von Gottes Gnaden Fürſt von Litauen, Herr zu Grodno und Breſt, Dorohicz, Luck, Wladimir und in anderen Landen, tun kund, den jetzt Lebenden und allen Künftigen, die von dieſer unſerer Urkunde Kenntnis erhalten werden: daß wir unſeren Grodnoer Juden wie ihren Nachkommen Rechte und Freiheiten verleihen wie folgt:

Hiermit geſtatten wir ihnen, in ihren Häuſern allerlei Waren zu erwerben und allerlei Getränke, ſelbſtgebraute wie gekaufte, zu verſchleißen, wenn ſie an unſere Kammer eine jährliche Abgabe zahlen.

Sie dürfen, den Bürgern gleich, Kauf und Verkauf ſowohl auf dem Markt als auch in Läden ſowie allerlei Handwerk betreiben.

Sie dürfen, den Bürgern gleich, Acker und Grasland erwerben, indem ſie die nötigen Abgaben an unſere Kammer entrichten.

II. Einſchränkung der Handelsfreiheit.

1538.

Wir wünſchen außerdem, daß die Juden nicht die uneingeſchränkte Möglichkeit haben ſollen, mit allen Dingen Handel zu treiben, ſondern ſie ſollen das Maß

des Warenhandels, das wir ihnen für ihren Lebensunterhalt festsetzen wollen, überall in unserem Reiche sorgfältig innehalten und sollen ferner die Vereinbarungen und Verträge, die sie mit einigen größeren. Städten unseres Reiches haben, völlig aufrecht erhalten.

III. Kammerknechte des Königs und des Adels.

1539.

Denjenigen Adeligen, die in ihren Städten und Dörfern Juden haben, ist es durch uns erlaubt, allein von ihnen allen Nutzen und Einkünfte zu erheben, und sie sollen ihnen, nach ihrem Gutdünken, Recht sprechen. Dagegen erlauben wir nicht, daß diejenigen Juden, von denen wir keinen Nutzen haben, nach dem ihnen durch uns und unsere Vorgänger gewährtem jüdischen Recht leben und wünschen nicht, daß Angriffe auf sie vor uns gebracht werden, damit diejenigen, von denen wir keinen Nutzen spüren, auch keinen Schutz bei uns besitzen.

IV. Ausschließung von den Ämtern.

1566.

Juden, Tataren und Mohammedaner samt und sonders dürfen kein Amt bekleiden.

V. Judenreine Städte.

1578.

König Sigismund bestätigt den Beschluß der Bürger der Stadt Opoczno, wonach den Juden verboten wird, daselbst zu wohnen.

VI. Ausschluß aus den Zünften.

1664.

Die jüdischen Glaser in Wilna dürfen bei Strafe weder irgendwelche Arbeiten für Christen ausführen, noch ihre Lehrlinge bei Christen gegen Lohn arbeiten lassen. Gesellen, die bei Juden gelernt haben, werden nicht in die Zunft aufgenommen. Kein Jude darf künftighin einen christlichen Knaben in die Lehre nehmen.

VII. Entrechtung.

1807.

Die Bewohner unseres Herzogtums Warschau, die die mosaische Religion bekennen, verlieren ihre politischen Rechte, deren sie [nach der Verfassung vom 22. Juli 1807] teilhaftig werden sollten, für den Zeitraum von 10 Jahren.

Eſtherkas Haus

aus einem unveröffentlichten Geſchichtenbuch für die Töchter Iſraels



Eſtherkas Haus.

Dies iſt das Haus der Eſtherka, der herzensgeliebten Frau Kaſimirs des Großen, Königs von Polen. Wir ſind leider nicht imſtande, auch ihr Bildnis zu bringen, denn die holdſelige und allerschönſte Königin Polens wurde überhaupt nicht gemalt. Als Tochter eines jüdiſchen Schneiders hat ſie ſich ihre Beſcheidenheit auch in ihren königlichen Tagen bewahrt und wollte ſich nicht von den welſchen Malern, wie es in jenen Zeiten üblich war, in bunten und ſchönen Farben auf koſtbare Leinwand malen laſſen, um den Völkern und Fürſten ihre Schönheit zu zeigen. Sie lebte einzig und allein für ihren Herrn und Gemahl, den König, und ihr Herr und Gemahl, der König, hatte ſie doch in aller Prächtigkeit, wie Gott ſie geſchaffen.

Vielleicht könnte man auch jetzt ſich ein Bild von ihr verſchaffen, denn es heißt: jede Nacht, um Mitternacht, iſt ſie in den Ruinen des Palaſtes Kaſimirs des Großen, ihres Herrn und Gemahls, zu ſehen. Dort geht ſie umher, einen Stock in der Rechten und taſtet mit der Linken, denn ſie ſucht ihre Augen, die Kaſimir, ihr allerliebſter Herr und Gemahl, nach ihrem Tode aus ihrem Antlitz herausnahm und in koſtbares Gold und ſchöne Edelſteine faſſen ließ. Denn ohne ihre Augen läßt man ſie nicht ins himmliſche Paradies hinein. Wir aber glauben, daß dies nur bildlich gemeint iſt, und es bezieht ſich höchſtwahrſcheinlich auf die Stelle der Heiligen Schrift, Numeri 15, 39, wo es heißt: „Daß ihr nicht abſchweift zu dem, was euer Herz und eure Augen gelüſtet." Und wäre es auch wirklich wahr,

daß ſie jede Nacht, um Mitternacht, zu ſehen iſt, ſo hätten wir ein ſolches Bild auch nicht gebracht. Denn wir wollen, unſer Buch ſoll von den lieblichen Töch=tern Iſraels geleſen werden. Solch ein Bild könnte aber ihre ſchönen Träume von fremdgläubigen Prin=zen und nichtjüdiſchen Fürſten und Grafen verſcheu=chen. Das aber wollen wir doch nicht.

Und nun, liebe Leſerin, erhebe deine ſchönen Augen und ſchaue: in der Mitte des Hauſes ſiehſt du eine Tür. Vor der Tür ſtand allabendlich Eſtherka, die ſchönſte Königin Polens, und erwartete ihren herzens=geliebten Herrn und Gemahl, den König. Der kleine kaum ſichtbare Fleck an dem Türpfoſten zur Rechten, das iſt die Meſuſah. Du hätteſt auch Spuren an den Wänden ſehen können, wo ihre Nebenbuhlerinnen, die anderen drei Gemahlinnen Kaſimirs, Anna von Litauen, Adelheid von Heſſen und Hedwig von Sagan, Spottverſe über ſie in die Mauer eingekratzt haben. Wir aber haben ſie von geſchickter Hand ausmerzen und übertünchen laſſen, uns die ſchöne Anſicht nicht zu verderben.

Dieſe Geſchichte erwähnt auch der edle, gottes=fürchtige und gelehrte Rabbi David Gans, Aſtronom und Hiſtorienſchreiber, verſtorben zu Prag Anno 1613, in ſeinem Buche „Sproß Davids". Gott der Herr möge ihr an=ſtatt ihrer leiblichen geiſtige Augen ſchenken, auf daß ſie in das höhere Paradies eingehen und die wahre Herrlichkeit und die unvergängliche Pracht der tugend=haften Töchter Iſraels ſehe. Möge er auch uns Augen geben, damit wir in ſeine heiligen Geſetze hinein=ſchauen können, um zu ſehen, was richtig iſt und was unrichtig iſt, um nicht nachzugehen dem Triebe unſeres Herzens und der Luſt unſerer Augen.

Wie der Rabbi Schaul Wahl König von Polen wurde

auf Grund von Familienüberlieferungen

Fürſt Radziwill der Alte, unter deſſen Hand die
Menge der Provinzen von Polen war, war von Jugend
an ein frecher Frevler, böſe in Taten, vergoß un=
ſchuldiges Blut, mordete viele und viele unſchuldige
Seelen, ſprengte lügneriſche Reden gegen unſere Brüder
aus, die unglücklichen Juden, die unter ſeinem Schatten
ſaßen; welche von ihnen warf er in den Kerker,
welche mordete er, und brachte über ſie noch andere
Bedrängniſſe und Bedrückungen, über die das Auge des
Leſers tränen wird!

Und es geſchah zur Zeit ſeines Alters, und das
Kochen ſeines Blutes wurde ſtill, da gedachte er, was
er getan hatte, und an ſeine Frevel, die er in den
Tagen seiner Jugend verübt hatte, und ſein Herz
ſchlug in ihm, und er ward ſehr reuig und reiſte nach
Rom zum Papſt, ſeine Frevel zu ſühnen und gerade
zu richten, was er krumm gemacht hatte, und zählte
all seine Sünden vor dem Papſt auf und beichtete
nach dem Geſetz der Chriſten, und es ſprach zu ihm
der Papſt: „Zu groß iſt dein Vergehen, es fortzu=
nehmen, und deine Sünden ſind ſehr ſtark, aber durch
ſolches ſoll dir verziehen werden: wenn du unſtet und
irrend in fremden Ländern gehen wirſt, drei Jahre,
wie irgendeiner, und du wirſt ein Leben der Trübſal
leben, deine Speiſen werden dir ſpärlich zugemeſſen,
faſt nur Brot und Waſſer, vielleicht iſt dann dein
Vergehen gewichen, und deine Sünde wird geſühnt
ſein."

Und weil die Worte des Papſtes teuer waren in ſeinen Augen, nahm er dieſe Kaſteiung auf ſich und befahl allen ſeinen Dienern und Knechten, nach Hauſe umzukehren, und ſetzte einen Verwalter über all ſein Gut und legte ſeine teuren Kleider ab und zog ein=fache Kleider an, und das Kleid, auf dem ſein Wappen war, zog er unter allen ſeinen Kleidern an. Und er ging von Stadt zu Stadt und von Land zu Land die ganze Friſt, die ihm der Papſt beſtimmt hatte, und als er nach Italien in die Stadt Padua kam, da endete die Zeit, und die Friſt von drei Jahren, die ihm befohlen war, wurde voll, und er wollte nach ſeinem Hauſe und ſeinem Lande zurückkehren, aber ſein Geld war zu Ende und der letzte Groſchen aus dem Beutel fort, und es war kein Bekannter da und keine Zu=flucht, irgendeine Anleihe zu nehmen, auch ſeine Kleider waren faſt ganz zerriſſen und durchgerieben und geflickt. Und es ſetzte ſich der Fürſt, um ein wenig auszuruhen, gegenüber dem Hauſe des Rabbi hin, des Gaon, unſeres Lehrers Schemuel Jehuda, der dort Oberhaupt des Gerichts war, und der Wind blies die Kleider des Fürſten, und der Rabbi ſchaute durchs Fenſter, und in ſeine Augen blinkte das Wappen, das auf dem Kleid des Fürſten war, denn es war aus feinem Gold und Karfunkelſteinen. Und er ſchickte ſeinen Knaben, dieſen Mann ins Haus zu holen, und als er kam, ſtand der Rabbi von ſeinem Stuhl auf und empfing ihn mit großer Ehre und fragte ihn, woher und wer er wäre, und er ſagte: von dort und dort, ich bin ein Dorfmann. Er verleugnete ſich vor ihm, aber als der Rabbi in ihn drang, ihm die Wahrheit zu künden, ſonſt würde er befehlen, ihm die Kleider auszuziehen und das Wappen nachzuſehen,

da gestand er, daß er der Fürst Radziwill sei, dessen Ruf durch alle Länder geht, und so und so habe er in den Tagen seiner Jugend getan, und er erzählte ihm von Anfang bis Ende, daß die Zeit für ihn gekommen ist, nach Hause zu reisen, aber sein Geld ist zu Ende und nichts in seiner Hand, es zu versetzen, und kein Mensch weiß von ihm und kennt ihn, so daß er irgendein Darlehen von ihm bekommen könnte. Da sprach der Rabbi: „Für alles, was dir mangelt, laß mich sorgen, auch Knechte, auch Diener, auch einen Wagen, auch Reiter will ich dir geben, gemäß der Ehre eines Fürsten und Großen, wie du bist; jetzt setz dich in mein Haus, vielleicht zehn Tage, bis du von deiner Mühe ausgeruht bist.“ Und der Fürst willigte ein und saß eine Zeit in dem Hause des Rabbi in Behaglichkeit und großer Ehre, und spielte mit den kleinen Kindern des Rabbi und rief sie alle bei ihren Namen. Und als der Fürst ein Bildnis eines Knaben sah, schön von Gestalt und schön von Ansehen, des Sohnes des Rabbi, und der Knabe war nicht da, fragte er den Rabbi, wo der Knabe wäre, ob er noch am Leben wäre oder nicht, und der Rabbi seufzte und sprach: „Ich weiß nicht, wo er ist, und ob er noch am Leben ist, denn seitdem schwanden und vergingen schon viele Jahre, daß er sein Haus verließ, mein Zelt und mein Erbteil hinter sich warf, und in das Land Polen reiste zu den großen Talmudschulen, dort zu studieren.“ Und er erzählt dem Fürsten, „daß er ein Weiser und ein großer Gelehrter ist, vieler Sprachen kundig und mit dem Titel Doktor zugenannt, und Gott weiß, was mit ihm ist, denn ich habe bis heute nichts von ihm gehört, und jetzt, Herr, wenn ich dir lieb bin in deinen Augen, beehre ich mich dich zu bitten, daß

du, wenn du in dein Land kommſt, ihn ſuchſt, bis du ihn findeſt, und an ihm Gnade tuſt, ſo wie ich an dir nur Gutes getan habe“. Und der Fürſt verſprach ihm in die Hand, daß er alle Anſtrengungen machen wird, bis er ihn findet, und ihm Gutes erweiſen, ſoviel nur in der Macht ſeiner Hand ſteht zu tun, wenn er noch am Leben iſt. Und der Rabbi gab dem Fürſten Silber und Gold und Knechte und Diener, auch einen Wagen, auch Reiter, und ließ ihn bis nach dem Land Polen geleiten. Auch das Bild des Knaben nahm er mit ſich, und als er an die Grenze ſeiner Provinz kam, ſchickte er den Befehl, daß in jeder einzelnen Stadt, wohin er kommt, der Rabbi mit ſeinen Schülern herausziehen ſoll ihm entgegen, und ſie erſchraken alle und riefen ein Faſten aus und Weinen und Klagen, denn ſie wußten nicht, was das ſollte und ob nicht, Gott bewahre, ihnen ein Unheil zuſtieße. Und in jeder Stadt, wo er ankam, ſtieg er aus ſeiner Kutſche und ſchaute in das Geſicht jedes einzelnen Jünglings, und hatte das Bild in der Hand und ſprach kein Wort, und so reiſte er ſeines Weges. So tat er in jeder einzelnen Stadt, bis er zur Stadt Brisk in Litauen kam, und als der Rabbi mit allen ſeinen Schülern herauszog, erkannte er dieſen Jüngling, und er befahl dem Rabbi, mit dieſem Jüngling zu beſtimmter Stunde nach ſeinem Hauſe zu kommen, und der Rabbi erſchrak ſehr, auch alle Leute der Stadt ſtaunten darüber, denn ſie wußten nicht, was das ſollte. Und es ging der Rabbi traurig und verſtört mit dem Jüngling, und ſie kamen zum Hauſe des Fürſten, und ſeine Höflinge meldeten ihm: „Siehe, der Rabbi und der Jüngling ſtehen in der Vorhalle“, und der Fürſt ſprach: „Sie ſollen kommen.“ Da kamen der Rabbi und der Jüngling in das innere

Haus, und er fragte den Jüngling: „Wessen Sohn bist du und wie ist dein Name?“ Und der Jüngling verleugnete sich vor ihm und sagte, daß er der Sohn eines Goldschmiedes wäre und veränderte auch seinen Namen, und der Fürst fragte den Rabbi, wie dieser im Lernen und im Lebenswandel wäre. Und der Rabbi sagte ihm, er wäre ein großer Weiser in allen Weisheiten, auch ein großer Talmudist, und er ist sicher, daß in zwei oder drei Jahren sein Name weithin bekannt sein wird. Da zeigte er ihm sein Bild, und auch der Rabbi erkannte, daß dies das Bild dieses Jünglings ist, und der Fürst sprach zu ihm: „Mein Sohn, gestehe ein, daß dein Vater der Rabbi von Padua ist und Schemuel Jehuda heißt,“ auch nannte er ihm den Namen seiner Mutter und aller Verwandten, „und dein Name ist Schaul.“ Und der Jüngling konnte sich nicht mehr vor ihm verleugnen, und erhob seine Stimme und weinte ein großes Gewein, und konnte kein Wort sprechen, und es tröstete ihn der Fürst und sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, für alles, was dir mangelt, laß mich sorgen!“ Und er befahl dem Rabbi, ihn auf seine Kosten mit königlicher Speise zu verpflegen, reichlich, wie es einem Fürsten zukommt, und er gab dem Jüngling ein gemauertes Haus in seinem Gebiet, auch Knechte, ihn zu bedienen, und er sprach zu seinem Herzen, er solle nicht in sein Geburtsland zurückkehren, und daß er sich in seinem Gebiet ein Weib nehmen soll, und das Mädchen, das recht sein wird in seinen Augen, soll er heiraten. Und es war damals in der Stadt Brisk ein Vorsteher und Führer, ein geehrter Mann mit Namen Rabbi David Drucker, und er hatte eine Tochter, schön von Gestalt und schön von Ansehen, sittsam und klug, und der Fürst sprach zu dem Herzen

des erwähnten Vorſtehers und Führers, ſich durch ſeine Tochter mit dieſem Jüngling zu verſchwägern, und es war wohlgefällig in seinen Augen. Und der Fürſt ſandte aus, den Rabbi aus Padua, den Vater des Jünglings, zu holen, und er machte die Hochzeit in ſeinem Hauſe und an seinem Hofe und lud alle Großen und Herren von Polen und Litauen, und ſie ſtaunten alle über die große Weisheit des Jünglings und ſeines Vaters in allem klugen Wiſſen und in vielen Sprachen. Und von da an ward der Name des Jünglings im ganzen Lande Polen und Litauen bekannt, und es kamen viele Fürſten, ihn zu preiſen, und fanden in ihm ſiebenfach alles, was ihnen gesagt worden war, und Gott war mit ihm, und er ward ſehr groß und fand Gunſt in den Augen aller, die ihn ſahen, und er ſaß viele Tage im Hauſe des Fürſten und wurde ihm zum treuen Berater und Hausver=weſer, und er hatte vielen Reichtum, auch Knechte und Mägde, ihn zu bedienen, wie alle Söhne der großen Herren, und ſein Name ging durch alle Länder.

Eine Zeit verging, da ſtarb der König von Polen, und alle Herren verſammelten ſich in Warſchau, einen König über ſich zu ſetzen, und auch der Fürſt Radziwill kam, und er nahm auch den Mann Schaul mit ſich, denn er tat nichts ohne ihn. Und in Polen galt das Geſetz, daß ſie ſich ein Haupt ſetzten, betitelt mit dem Namen Präſident, bevor ſie einen König über ſich ſetzten, und dieſer Präſident, er reiſt mit dem erwählten König nach Krakau, um die Krone auf das Haupt des Königs zu ſetzen. Und ſie wurden alle aus einem Munde willens, den Fürſten zum Präſi=denten zu machen, aber weil er ſehr alt und ſchwach an Kraft war, entſchuldigte er ſich bei ihnen wegen

dieſer Ernennung, denn ſie war ihm eine Mühe und Laſt; und er bückte und verneigte ſich vor ihnen wegen ihrer freundlichen Geſinnung gegen ihn und weil ſie ihn groß machten und erhoben über alle Herren dort, und antwortete und ſprach: „Hört mich, ihr Herren, und Gott ſei mit euch, ich werde euch einen paſſenden und richtigen Rat geben, wem man einſtweilen dieſes Amt geben ſoll, ich weiß, daß er recht ſein wird in euren Augen. Sehet, dieſer Mann iſt weiſer und gelehrter als ich, ein gottesfürchtiger Mann, der das Böſe meidet, verſtändig und klug in jeder Sache, und in allem, was er tut, hat er Glück. Aber er hat einen kleinen Fehler, der aber kein Hindernis ſein wird, und wenn ihr mir verſichert, daß ihr damit einverſtanden ſeid, dann will ich euch künden, wer dieſer Mann iſt.“ Und weil ſeine Worte in ihren Augen ſehr teuer waren, denn er war der große Herr und der Älteſte unter ihnen allen, deshalb ant=worteten und ſprachen alle aus einem Munde: „Wie du geſagt haſt, ſo ſoll es ſtehen bleiben,“ und ſie ſchworen alle, daß ſie ſeinem Munde nicht wider=ſpenſtig ſein würden.

Da ſprach er zu ihnen: „Der Mann, den Gott zum Haupt und zum Präſidenten auserwählt hat, iſt Schaul, der Hebräer, den ich erzogen und groß ge=macht habe, er iſt der Würdige und kein anderer.“ Und da ſie ſeinem Mund nicht widerſpenſtig ſein konnten, antworteten ſie und ſprachen: „Hoch, hoch, es lebe der Präſident Schaul, Gottes Erwählter!“ Und auch er kam ins Verſammlungshaus und neigte ſein Antlitz zur Erde nach dem Gebot der Sitte, und die Stadt Warſchau war jubelnd und fröhlich.

Und als der Fürſt Radziwill ſah, daß ſein Rat

erfüllt worden war, da beriet er mit ſeinen Genoſſen, und ſie ſagten alle aus einem Munde, man ſolle eine andere Zeit feſtſetzen, zu der die Herren des Landes ſich miteinander verſammeln ſollten, um ſich einen König zu wählen, und er kündete ihnen mit Einſicht und Überlegung, daß dies zum Beſten des Landes wäre, und alle waren auch hiermit einverſtanden und fuhren weg, jeder von den Herren nach ſeinem Hauſe, und das Königreich war richtig in der Hand von Schaul.

Und er führte ſeine Regierung mit Weisheit und gutem Verſtand, und es liebten ihn alle ſehr, und in allen ſeinen Wegen hatte er Verſtand und Glück, denn Gott war mit ihm, und er ſetzte gerechte und gute Geſetze und Rechte, und gab eine Satzung für unſere Brüder, die Söhne Iſraels, daß sie wie alle Landesbewohner ſein ſollten und man ſie nicht mehr drücke, wie vorher, und erlaubte, die Synagoge in Brisk höher zu bauen als alle Häuſer, denn bis dahin hatten die Juden keine Erlaubnis, ihre Synagogen höher als alle Häuſer der Stadt zu bauen, ſondern ſie durften nur niedrig und gedrückt ſein wie alle Häuſer der Stadt. Auch Krankenhäuſer für arme Juden und für arme Nichtjuden errichtete er, ſehr prächtige Gebäude, und traf andere gute Anordnungen, besonders für unſere Brüder, die Söhne Iſraels: man ſoll nicht mehr frevelhafte Lügengerüchte über ſie ausſprengen, wie man bis dahin gewohnt war. Und er war viele Monate Haupt und Präſident über ſie, und als er sah, daß dieſe Regierung ihm zum Störgeiſt für die jüdiſche Religion wurde, verſammelte er alle Herren Polens, und dankte ihnen ſehr für das Gute, das ſie an ihm getan hatten, und er möchte

wohl ihnen dienen und ein Haupt über ſie ſein, aber das iſt gegen ſeinen Glauben (denn manchmal kom= nen wichtige Sachen, die man am Sabbattage ſchlichten und unterſuchen muß), darum ſollen ſie ihn befreien und ſich einen König machen. Aber ſie waren noch nicht einig, wen ſie zum König wählen ſollten, der über ſie herrſchen ſoll, und die Herren teilten ſich in zwei Parteien, die eine Partei wählte einen aus dem königlichen Hauſe der öſterreichiſchen Kaiſer zum Herrſcher, der von der Seite ſeiner Mutter von den Königen Polens ſtammte, und die zweite Partei wählte ſich den Fürſten Sigismund, den Sohn Johanns, des Königs von Schweden, der ebenfalls von der Seite ſeiner Mutter aus der Familie der Könige Polens war, und es kam zu Zank und Streit zwiſchen den Herren des Landes Polen.

Und es geſchah, als die Tage länger wurden, und ſie konnten ſich nicht darüber vergleichen, wer König ſein ſoll, und der Gaon Rabbi Schaul drängte ſie, das Joch ſeiner Regierung von ihm wegzunehmen und einen König über ſich zu ſetzen, da legten ſie einen beſtimmten Tag feſt, an dem ſie verpflichtet ſind, einen König über ſich zu ſetzen, an dieſem Tage durch ein Geſetz, und es darf nicht übertreten werden. Und als eben dieſer Tag kam, und ſie kamen zur Abſtimmung, da konnten ſie ſich nicht darüber ver= gleichen, wer König ſein ſoll, der ſagte ſo und der ſagte ſo, bis zur Abendzeit, und ſie ſahen, daß es ihrer Hand nicht möglich ſein wird, die Sache zu beenden, die für ſie auf dieſen Tag feſtgelegt war, irgendeinen König aufzuſtellen, und um nicht ihr Geſetz und ihren Befehl zu übertreten und ihn vor= überzulaſſen, ohne einen König über ſich zu ſetzen,

darum einigten ſich alle Herren und verglichen ihre Meinungen und ihre Vorſchläge dahin, daß der Fürſt, unſer Lehrer Schaul Wahl, einſtweilen über dieſen Tag und die ganze Nacht König ſein ſollte, damit dadurch das unverbrüchliche Geſetz erfüllt werde, nachdem ſie einſtweilen einen König aufgeſtellt hätten. Und ſo war es, und ſie machten ihn einſtweilen zum König und ſprachen zu ihm in ihrer Sprache: „Es lebe unſer Herr, der König!“ Und er war dieſe ganze Nacht König. Darum ward es zum Sprichwort über jede Sache, welche in einer Nacht wurde und in einer Nacht verging: „Das iſt das Königreich von Schaul Wahl!“

Und die Herren vollzogen an ihm alle königlichen Bräuche, und ſie übergaben ihm alle Schriften, die ſich für das Königtum geziemen, und jeder Regent ſchreibt in dieſes Buch einige Anordnungen nach ſeiner Weisheit. Und der Fürſt, unſer Lehrer Schaul Wahl, ſchrieb viele Satzungen und Freiheiten zugunſten der Juden hinein. Und er machte vielfache Anſtrengungen, die Hände der zweiten Partei zu ſtärken, damit die Königskrone auf das Haupt des Fürſten Sigismund geſetzt werde. Und er ſtrengte ſich auch an, Frieden zu ſtiften zwiſchen Sigismund und dem von der andern Partei zum König Erwählten, und das ganze Land Polen lebte auf, und es reiſte der Gaon Rabbi Schaul Wahl mit Sigismund nach Krakau, mit allen Herren des Reiches, und er ſetzte ihm die Königskrone aufs Haupt und machte ihn zum König an ſeiner Statt.

Und der Mann Schaul war ſehr groß in den Augen aller Herren und Diener des Königs, und alle begegneten ihm mit Ehrerbietung, und ohne ihn

faßten ſie keinen Entſchluß in allen Angelegenheiten des Reiches, denn ſein Rat war wie der Rat des Achitophel, den er in jenen Tagen riet. Und der König Sigismund mit den Großen der Regierung teilten ihm Herrlichkeit und Ehre zu, und man gab ihm eine Goldkette mit Wappen zum Geſchenk, eine ſolche die ſich nur für einen Thronfolger ziemt, und er war beliebt beim König und den Herren alle Tage ſeines Lebens, und ſein Name war im Lande groß, und im Munde von vielen draußen im Lande wurde er mit dem Namen betitelt: Der iſraelitiſche König für das Polenland. Und er tat Gerechtigkeit und Gnade an ſeinen Brüdern, den Söhnen ſeines Volkes, nach der Kraft ſeiner Weisheit und ſeiner erhabenen Macht, und er benahm ſich zu jedem Menſchen mit anmutiger Beſcheidenheit und Gerechtigkeit, und erhob ſich über niemand, wie es in dem alten Pinkos der Gemeinde Brisk geschrieben ſteht, der er vor ſeinem Tod ſeinen Samen nach ihm anbefahl. Wahrlich, dies ſind ſeine Worte: „Und obwohl ich ſtark an Macht war, habe ich mich doch nicht nach Art der Fürſten aufgeführt.“ Auch die Goldkette, die er an ſeinem Halſe trug, die ihm als Ehrenzeichen vom Könige Polens gegeben war, wie wir es oben erzählt haben, hinterließ er nicht ſeinen Söhnen als Erbteil, damit zu prunken, ſondern er befahl, ſie für Almoſen zu verteilen.

Und noch mehr, als hier geſchrieben iſt, wird gewöhnlich im Munde der Leute an großen und wunderbaren Dingen von dem Fürſten erzählt. Wir aber haben nur ſolche aufgeſchrieben, deren Wahrheit klar iſt, und Dinge, bei denen Übertriebenheit zu beſorgen iſt, haben wir weggelaſſen.



R. Naftali Hacohen.
1649—1718.

Aus eigenem Recht

erordnungen und Beſtimmungen aus dem Pinkos des litauiſchen Waad

I. Um Zions willen.

Um den im Heiligen Lande, der Wohnſtätte Gottes, ı befindenden Brüdern, den Kindern der Zerſtreuung, Zeiten der Drangſal eine hilfreiche Unterſtützung gedeihen zu laſſen, iſt beſtimmt und beſchloſſen ɔrden, zum Beginn eines jeden Monats freiwillige ɔenden zu ſammeln, außerdem auch am Roſch= ıſchanah und am Jom-Kippur öffentliche Spendentage veranſtalten. Der Betrag der im Kreiſe geſammel= n Gelder ſoll nach Lublin in den Tagen der Grom= tzer Meſſe und von da aus nach dem Beſtimmungsort ɔgeſandt werden. Alſo wird Zion durch Recht erlöſt erden und die dahin Rückkehrenden durch Wohltat.

II. Die Feſtlegung der „Chaſakah".

Angeſichts der Entweihung des göttlichen Namens ıd der himmelſchreienden Klagen, daß einer dem ıdern ſeinen Beſitz ſtreitig macht, ihm ſein Brot egnimmt und ihn ſchädigt und zwar in der Abſicht, diſches Geld an Nichtjuden zu bringen, ſogar im ılle, daß er ſich ſelbſt damit zugrunde richtet, iſt lgendes beſchloſſen und angeordnet worden: Dem= nigen, welcher während einer Zeitdauer von drei ıhren im Beſitze einer Pacht iſt, oder aber bloß eines ıchtvertrages mit einer Gültigkeitsdauer von drei ıhren, ſelbſt wenn er den Beſitz noch nicht drei Jahre

innehat, gleichviel ob in den Gemeinden oder in den umliegenden Gegenden, in der Kleinstadt oder auf dem Lande — steht in bezug auf seine Pacht das lebenslängliche Recht der Chasakah zu. Er kann indes seine Pachtrechte nicht als ein Erbteil auf seine Kinder übertragen, deren Erbrecht auf die Pacht sich nur auf die Zeit bis zur Vollendung des Pachtvertrages erstrecken kann. Nach Ablauf dieser Zeit haben auch alle anderen gleiche Rechte, wer aber zuerst den Pachtvertrag abschließt, der gelangt auch in den Besitz der Pacht.

III. Verheiratung armer Jungfrauen.

Den drei Hauptgemeinden liegt es gemäß den Bestimmungen der drei Vorsteher ihres jüdischen Gerichtshofs ob: der Gemeinde der Stadt Brest und deren Umgebung, Sorge zu tragen für die Verheiratung von 12 Jungfrauen in jedem Jahre; der Gemeinde der Stadt Grodno und deren Umgebung für die Verheiratung von 10 Jungfrauen; der Gemeinde der Stadt Pinsk und deren Umgebung für die Verheiratung von 8 Jungfrauen. Jedwede Jungfrau soll als Mitgift 30 Gulden bekommen. Man darf indes die Jungfrauen nicht vor ihrem 15. Lebensjahre verheiraten, wie dies bereits oben im Pinkos vorgesehen ist. Die Mädchen aber, die dieses Lebensalter überschritten haben, werden den Namen nach in eine Liste eingetragen und dem religiösen Vorsteher zur Auslosung vorgebracht. Diejenigen Mädchen, auf die das Los fällt, bekommen die erwähnte Unterstützung. Die anderen dagegen bekommen sie in dem folgenden Jahre ohne vorherige Auslosung.

IV. Christliche Dienstboten.

Nach vielfacher Erwägung und Untersuchung haben ie Männer der Versammlungen, die Auserwählten raels angeordnet: Da unsere Feinde uns nachstellen, ns durch ihre Verfolgungen und Mißgunst wie ste= iende Dornen im Wege stehen, und das alles, weil in idischen Häusern nichtjüdische Dienstpersonen den ausdienst verrichten, es aber der jüdischen Gesamt= eit als unmöglich erscheint, auf diese Dienstpersonen änzlich Verzicht zu leisten, so muß nur auf die mög= chst große Einschränkung deren Zahl Bedacht ge= ommen werden. Es gilt daher als unverbrüchliches iebot, als eine für alle Orte, wo Juden wohnen, nerschütterliche Bestimmung, daß in je einer Woh= ung, „Stub" genannt, nur eine nichtjüdische Dienst= erson beschäftigt werden darf, gleichviel, ob in dieser Stub" eine, zwei, drei oder vier Familien wohnen. uwiderhandlungen gegen diese Anordnung werden iit körperlichen wie mit Geldstrafen geahndet werden, e nach den Bestimmungen des Waad=Kreisober= auptes für die entsprechende Stadt.

V. Bescheidene Kleidung.

1. Vor allem ist angeordnet, daß man dem Bräuti= am, ob er reich oder arm ist, weder einen Ver= obungsrock, noch ein Tuch, noch eine leinene Mütze, vie dies früher Brauch war, schenken darf. Jetzt t dieses verboten und darf nicht mehr vorkommen. elbst wenn diese Gegenstände bereits angefertigt und orrätig daliegen, dürfen sie dem Bräutigam nicht berreicht werden.

2. Es darf kein Kleid, weder ein Schleier, noch ein weißes Kleid mit Perlen ausgenäht getragen werden, mit Ausnahme des perlenbeſetzten „Bertel“ und des Schmuckes der Jungfrauen. Dieſe ſind geſtattet.

VI. Fürſorge für die Schuljugend.

In Rückſicht auf die Knaben, die Kinder der Söhne Iſraels, des Volkes Gottes, die ihre Heimat verließen und in die ferne Welt barfuß und nackt hinausgingen — weh ihnen, die vertrieben worden ſind vom väterlichen Tiſch und auf den Straßen, ohne in ein Heim aufgenommen zu werden, ſich aufhalten müſſen —, die von niemand Hilfe zu erwarten haben, als nur von ihrem Vater im Himmel und von dem Mitleid der Söhne Iſraels, den barmherzigen Söhnen barmherziger Väter — iſt angeordnet worden: 57 Knaben in unſeren Kreis aufzunehmen und ihnen Schutz zu gewähren. Sie werden verteilt innerhalb der Gemeinden und derjenigen Ortſchaften, denen ein Rabbiner vorſteht; ſie ſollen beköſtigt, eingekleidet und beſchuht werden. Diejenigen Knaben, die durch Gottes Gnade mit Verſtand begabt ſind und deren Bildung eine gedeihliche ſein würde, werden den Schulen zwecks des Thoraunterrichts überwieſen. Diejenigen Knaben, deren Verſtand für das Thoraſtudium nicht ausreichen würde, werden als Dienſtboten verwendet oder für die Erlernung eines Handwerks beſtimmt. Es muß darauf geſehen werden, daß ſie ſich dem Müßiggange nicht zuwenden. Diejenigen Gemeinden, die nicht unter der Leitung eines Rabbiners ſtehen, ſollen hierin von anderen Gemeinden unterſtützt werden.

VII. Deutſche Flüchtlinge.

Die zarten Kinder männlichen oder weiblichen Geſchlechts, die, von Deutſchland vertrieben, hierher kommen, müſſen in jede Gemeinde, wo ſie auch hinkommen, von einem dazu beſtimmten Menſchen daraufhin ausgefragt werden, wie ihre Namen, die Namen ihrer Väter und ihrer Familien ſind und aus welchem Ort ſie kommen. Ihre Angaben müſſen im Pinkos aufgezeichnet werden, damit nicht, Gott bewahre, ein Bruder ſeine Schweſter heiratet.

VIII. Billige Bücher.

Da wir die Vernachläſſigung des Thoraſtudiums bei der Schuljugend wahrnehmen, die dadurch verurſacht worden iſt, daß die Buchdrucker ſich weigern, einzelne Traktate des Talmud in beſonderen Auflagen erſcheinen zu laſſen — dieſes tun ſie nämlich mit Rückſicht auf die großen Verluſte, die ſie infolge des Kaufmangels erleiden würden —, haben wir, um dieſem Übel abzuhelfen, angeordnet, daß die Vorſteher der jüdiſchen Gerichte, den ſtädtiſchen und ländlichen Anſiedlungen Zwang auferlegen ſollen, eine beſtimmte Anzahl von Traktaten zu kaufen. Je nach den Zwangsmaßregeln der Oberhäupter der Stadt und der Vorſteher des jüdiſchen Gerichts ſoll jede Gemeinde und jede Ortſchaft, je nach dem Bedarf, zum Ankauf von Exemplaren gezwungen werden, zur Erhöhung und zur Stärkung des Thoraſtudiums.

IX. Brüderlichkeit.

Wenn die Einwohner der Städte Litauens, die durch die Kriegführung von ihren Wohnſtätten ver=

trieben wurden, einen zeitweiligen Aufenthalt, und zwar bis zur Beruhigung des Landes, bei uns nehmen wollen, ſo dürfen die Gemeinden oder ländlichen Siedelungen ſie daran nicht hindern. Sie haben das Recht, jegliches Gewerbe zu ergreifen und ſollen, je nach ihrem Erwerb und Wohltätigkeitsſinn ihres Herzens, an den Steuerzahlungen der Gemeinde teil=nehmen.

Rabbi Nathan Hannover

Der große Kosakenaufstand

1648–1652

I. Anfang der Verfolgungen

Hätte der Herr von uns nicht einen geringen Rest übriggelassen, so wären wir Sodom gleich geachtet. Viele Gemeinden jenseits des Dniepr wurden unter ausgesuchten bittern Todesarten, den göttlichen Namen heiligend, umgebracht. Zum Teil streckten sie selbst ihre Nacken hin, und das Fleisch warf man den Hunden vor. Einigen schnitt man Hände und Füße ab und warf sie dann auf die Heerstraße, daß man mit Wagen über sie hinfuhr und Rosse sie zertraten. Einigen brachte man so viele Wunden bei, daß sie dem Tode nahe waren; man warf sie auf die Straße, daß sie nicht so rasch starben und sich in ihrem Blute wälzten, bis sie ihren Geist aufgaben. Viele begrub man lebendig, Kinder schlachtete man auf dem Schoße ihrer Mütter; andere zerriß man wie Fische in Stücke. Schwangere Frauen schlitzte man, und die herausgekommene Frucht zerschlug man in ihrer Gegenwart. Einigen ritzte man den Leib auf und nähete ihnen eine lebendige Katze ein und ließ sie so am Leben, indem man sie wieder zunähete; die Hände schnitt man ihnen ab, daß sie die lebendige Katze nicht herausziehen konnten. Kinder tötete man an den Brüsten der Mutter, andere spießte man, briet sie am Feuer und brachte sie den Müttern, die davon essen mußten. Zuweilen bildeten sie Brücken von jüdischen Kindern, um über sie hinwegzuschreiten;

es gab keine erdenkliche Marter, die sie nicht an ihnen verübten; alle vier Todesarten, die dem Gerichte zu Gebote standen: Steinigen, Verbrennen, Enthaupten und Erwürgen. Viele führten die Tataren in Gefangenschaft fort; Frauen und Jungfrauen taten sie Gewalt an, den ersteren in Gegenwart ihrer Männer. Die schönen Frauen und Jungfrauen nahmen sie sich als Mägde und Köchinnen, einige zu Weibern und Kebsfrauen. In dieser Weise verfuhren sie an allen Orten, wohin sie kamen; aber auch gegen die Polen handelten sie so und besonders gegen die Geistlichen. Viele tausend Juden wurden damals jenseits des Dniepr erschlagen und viele hunderte gezwungen, ihren Glauben zu wechseln. Die Thorarollen zerrissen sie in Stücke und machten Säcke und Schuhe daraus; die Tefillinriemen nahmen sie, um sie um ihre Füße zu winden, und die abgeschnittenen Tefillin warfen sie auf die Straße. Mit den übrigen heiligen Büchern pflasterten sie die Straßen, und zum Teil luden sie sie in ihre Gewehre. Jedem, der es hört, gellen die Ohren.

II. Die heldenhaften Jungfrauen von Niemirow

Eine schöne Jungfrau von höchst achtbarer und reicher Familie wurde von einem Kosaken fortgeführt, in der Absicht, sie zu ehelichen. Ehe sie seine Gattin wurde, erzählte sie ihm schlau, sie habe ein Geheimmittel, durch das ihr keine Art Waffe schaden könne. „Schenkst du meinen Worten keinen Glauben, versuche es, schieße nur getrost auf mich los, es wird mir nichts schaden." Der Kosak traute ihrer Rede und drückte in seinem Wahn das Gewehr auf sie

ab. Sie fiel und heiligte den Namen Gottes; der Koſak ſollte ſie nicht beſudeln. Gott ſei ihrer Seele gnädig!

Ein anderes Mägdelein ſollte einem Koſaken angetraut werden. Da erbat ſie ſich von ihm, die Trauung doch in der Kirche, die jenſeits der Brücke lag, vollziehen zu laſſen. Er kam ihrem Wunſche nach und führte ſie in Prachtgewändern unter Pauken und Trompeten zur Trauung. Als ſie an die Brücke kam, ſtürzte ſie ſich in die Flut und verſank. Gott ſei ihrer Seele gnädig!

III. Das Verhängnis über die Gemeinde Pilawce.

Am Dienstag, dem 1. Aw erſchienen die Tataren und Koſaken vor Pilawze, um es zu belagern. Sie ſtellten die Scharen bis unter die Mauern der Stadt auf, in der die Edelleute und Juden waren. Die Belagerten ſchoſſen von der Mauer, daß die Feinde ſich ihr nicht nähern konnten. Die Zahl der kriegstüchtigen polniſchen Edelleute war ungefähr 2000; von den Juden waren 12000, unter denen gleichfalls tapfere Männer ſich befanden. Die Stadt ſelbſt war mit einer doppelten Mauer umgeben und rings von Waſſer umfloſſen, ſo daß ſie dieſelbe nur von der Seite zu behüten brauchten, die an zwei andere nahe Orte ſtieß, in welchen ſich einige Griechiſch-Katholiſche befanden. Die tapferen Knechte der Edelleute wurden an dieſe Seite poſtiert, wo beſondere Hut vor dem Feinde von nöten war. Dieſe Stadthüter wurden aber die Stadtverwüſter. Die Knechte waren auch von griechiſcher Abſtammung — man nennt ſie im Polniſchen Heiducken —, und auch ſie empörten ſich.

Am Mittwoch, dem 2. Aw nahmen die Feinde dieſe beiden Plätze ein, machten mit den darin befind=lichen Griechiſch-Katholiſchen Frieden und verſtändigten ſich, daß dieſe ihnen im Kampfe gegen die ſtarke Stadt beiſtehen möchten. Sie kämpften gegen die=ſelbe, in der die Edelleute und Juden waren, den ganzen Mittwoch. Am Donnerstag riefen die auf der Mauer ſtehenden Angreifer den Knechten der Edelleute zu: „Sind wird nicht ſtammverwandt? Warum ſteht ihr auf Seite der Edelleute, um gegen uns zu kämpfen? Iſt es nicht beſſer für euch, uns zu dienen, als einem Fremden, der nicht unſeres Stammes iſt?“ Sogleich empörten ſich die Knechte und fochten nur dem Scheine nach, und ließen es geſchehen, daß Leitern von den Griechiſch=Katholischen angeſetzt wurden und an dem folgenden Donnerstage die Feſtung im Sturm genommen wurde. Wie im Nu waren viele Tauſend bewaffnete Griechiſch=Katholiſche in der Stadt und begannen das Morden. Als die Edelleute und Juden ſahen, daß das Un=glück über ſie hereingebrochen und die Stadt erobert war, flohen die erſteren auf ihren Rossen nach der andern Seite; aber die Juden, die armen, wurden an der Flucht von den Wachen gehindert, und 10 000 gaben unter allen erdenklichen Qualen ihr Leben auf. Kam ein einzelner Griechiſch-Katholiſcher in ein Haus, in dem viele hundert Juden waren, ſo ſtreckten ſie ge=duldig ihre Nacken hin, wehrten ſich nicht, und der eine mordete ſie alle!

In ihrer Mitte befand ſich ein weiſer, tiefgelehrter Mann, der Geheimwiſſenſchaft trieb, namens R. Scham=ſchon, aus der Gemeine Oſtropolo. Ihn ſoll täglich ein Engel, der ihm die Geheimniſſe der Lehre mitteilte, beſucht haben. Dieſer Kabbaliſt ſchrieb eine Erklärung

zum Sohar, nach besonderer Überlieferung von R. Jizchak Lurja g. A., sie ist jedoch leider nie im Druck erschienen. Vor diesem Unglück sagte ihm der Engel, man möge doch allgemein Buße tun, damit das Verhängnis nicht hereinbreche. Man ordnete eine allgemeine Buße in allen Gemeinden an; es half nichts, das Verhängnis war schon beschlossen! Als die Feinde zur Belagerung schritten, ging der Kabbalist in die Synagoge. Dreihundert Männer begleiteten ihn, sie waren alle in Sterbegewänder gekleidet, mit Gebetmänteln umhüllt. Unabläßig standen sie im Gebete, bis die Feinde kamen und sie alle im Gotteshause erschlugen.

Viele Hunderte von den am Leben gebliebenen wurden gezwungen, zur Kirche überzutreten, und viele Hunderte gingen in Gefangenschaft zu den Tataren.

IV. Das Verhängnis über die Stadt Zamosz

Chmielnicki mit seinem ganzen Heere, den Tataren und Kosaken, an Menge so viel wie Sand am Meere, brach von diesem Platze auf, um Zamosc zu belagern. Die Stadt war unvergleichlich stark, mit doppelter Mauer und Wassergraben umgeben; sobald die Feinde naheten, brannten die Stadtbewohner alle Häuser der Vorstadt, die der Mauer zunächst lagen, nieder, damit sich kein Feind darin verbergen könne. Sie hielten die Feinde in einer Entfernung von einer halben Meile von der Stadt ab, und dies gelang ihnen einige Zeit. Inzwischen zerstreuten sich die Horden in alle umliegenden Gemeinden und verübten große Metzeleien in Tomaschow, Schtschebschechien, Turobin, Roubiechow, Tarnogrod, Bilgorai, Gorai, Krinitza, Kroschnik; Tausende und

Zehntausende der Juden wurden erschlagen. Auch in Wolhynien, in Wladimir, Luboml, Lutzk, Kremenetz und in der Umgegend ermordeten sie viele tausend Juden.

In der letzten Stadt nahm ein Russe das Messer eines Schochet und schlachtete mehrere hundert jüdischer Kinder. Jedesmal fragte er seinen Gefährten, ob es „koscher oder trefa" sei, und dieser antwortete „trefa"; alsdann warf er das gemordete Kind den Hunden vor. Er ergriff ein anderes, schnitt ihm den Hals ab und sprach: „Dieses ist koscher." Sie untersuchten es, wie es mit den Lämmern und Schafen geschieht, trugen es auf einer Bahre durch alle Straßen und riefen aus: „Wer will ein Lämmchen oder Schäfchen kaufen?" Gott räche ihr Blut!

In der Nähe der Stadt Bihawa holten die Aufrührer in einem Engpaß viele hundert Wagen mit Juden ein, die sie alle umbrachten. Ebenso verfuhren sie auch in anderen Gemeinden; es ist unmöglich, sie alle namentlich aufzuzählen, mehr als 700 Gemeinden verwüsteten sie, alle Plätze bis an die Weichsel traf dasselbe Schicksal.

V. Neue Leiden

Der Krieg brach aufs neue nach den Festtagen des Jahres 5412 (1652) auf, und der Krieg zieht sich bis auf diesen Tag hin; bald siegt der Feind, bald der König. Die Juden verarmen immer mehr und mehr, dazu kommt eine große Pest in ganz Polen, an der in Krakau und anderen polnischen Gemeinden im Sommer 5412 (1652) mehr als 20 000 Menschen starben. Gott möge sich ihrer erbarmen!

Heutigen Tages noch wütet in ganz Polen das Schwert, der Hunger und eine große Pest, die späteren

Leiden bringen die früheren in Vergessenheit, jeglichen Tag ist die neue Not drückender als die vergangene; am Abend spricht man: „O wäre es erst Morgen!“, und am Morgen: „Wäre es erst Abend!“ Es hat sich erfüllt das Wort: „Auch jede Krankheit und jede Plage, die nicht im Buche dieser Lehre niedergeschrieben, wird Gott über euch bringen. Er wird euch zerstreuen unter alle Völker, von einem Ende der Erde bis zum andern.“ Was sollen wir sagen, was reden, wie uns rechtfertigen? Sollen wir sagen: wir haben nicht gesündigt? Unsere Schuld zeugt gegen uns, daß wir gesündigt, und Gott hat die Schuld seiner Diener gefunden: hält Gott etwa Gericht ohne Gerechtigkeit? Wir können nur sagen, wen Gott liebt, züchtigt er, und auf diese Unglücksfälle anwenden: wie sie den Vers deuten: Mit meinem Heiligtum machet den Anfang, d. h. mit denen, die mich heiligen, will ich beginnen. Seit der Tempelzerstörung werden die Gerechten für die Sünde des Zeitalters ergriffen.

Der einzige Trost

Die dem Schwerte Entronnenen fanden in allen Ländern, die sie betraten, in Mähren, in Österreich, in Böhmen, in Deutschland, in Italien freundliche Aufnahme; man gab ihnen Essen und Trinken, Nachtlager und Kleidung und viele Geschenke, einem jeden nach seinem Stande, anderer Wohltaten nicht zu erwähnen. Deutschland tat mehr als in seinen Kräften stand!

Ihre Wohltätigkeit ging ihnen voran, um sie und ganz Israel in seinen Gemeinden zu schützen; möge ganz Israel in Friede und Ruhe in seinen Wohnplätzen

weilen; ihr Verdienst möge uns und unseren Kindern beistehen, daß Gott unser Gebet erhöre, unsere Zerstreuten aus allen Enden der Erde sammle, den Boten unsers Heils uns sende bald in unsern Tagen

Amen! Selah!

Ein Wort über Jakob Frank

Nach polemiſchen Schriften ſeiner Zeitgenoſſen

Dies ist die Fratze von Jakob Frank des falschen Messias, der Tausende und Abertausende der Kinder Israels verführt und in den Abgrund der Sünde gestürzt hat, wie einst sein Vorgänger Sabbatai Zwi, dessen Seele ihm innewohnte, wie er sich rühmte, So groß war die Macht des Bösen, die von ihm ausging, daß seine Anhänger ihm blindlings folgten und ihm göttliche Ehren erwiesen, bis er sich ein Gott zu sein dünkte. Selbst dann noch hingen sie an ihm, wie Hunde an ihrem Herrn, als er offen seiner Gemeinde predigte: Sehet, euer alter Gott ist tot, ich bin euer Gott, und was jener verboten, das erlaube und gebiete ich euch. Sündiget, damit ihr selig werdet. Und der Frevler, sein Name sei ausgelöscht, wußte, daß seine Lehre der Lüge keinen Bestand haben wird, solange das Licht der Lehre Gottes leuchtet, wie es geschrieben steht: O mögen sie mich verlassen — so spricht Gott — nur daß sie meine Thora bewahren, ihr Licht wird sie zum Guten zurückführen. Darum verleumdete Jakob Frank den Talmud und die anderen heiligen Bücher bei den weltlichen und geistlichen Behörden, und im Bunde mit dem Bischof Dembowski setzte er es durch, daß alle hebräischen Bücher öffentlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Man drang in die Häuser unserer Brüder, nahm ihnen ihre kostbarsten Schätze, die hebräischen Bücher, weg und übergab sie den Flammen. Wehe den Augen, die es ansehen



Des Bischofs Ausfahrt.

mußten, wie die heiligen Blätter zu Asche und Staub wurden.

Den Bischof ereilte bald seine Strafe. Die bösen Geister, die er durch seine Tat erschaffen, folterten ihn und ließen ihm keine Ruhe weder tags noch nachts.

In üppiger Schwelgerei, Gelagen und anderer Sinneslust wollte er sein böses Gewissen betäuben, vergebens. Eines Tages als er bei einem festlichen Mahle saß, stürzten ihn



Des Bischofs Sturz von seinem Throne.

die bösen Geister von seinem Thronsessel. Drei Tage und drei Nächte noch wälzte er sich in unsäglichen Qualen auf seinem Schmerzenslager, und dann starb er den Tod eines Ruchlosen. Man brachte ihn ohne Ehren und ohne die Gebräuche seiner Religion zu Grabe. Denn selbst die Geistlichen mochten sich aus Angst vor den unreinen Geistern seinem Leichnam nicht nähern. Sein böser Geist ruhte auch nach seinem Tode nicht. Er erschien seinen Helfern bei der Verbrennung der heiligen Bücher und klagte ihnen, daß er in seinem Grabe keine Ruhe finde. Man grub ihn aus, trennte ihm den Kopf vom Rumpfe, damit der Geist der Unreinheit aus ihm weiche. In der folgenden Nacht aber erschien er ihnen wieder, den Kopf unter dem Arm, und drohte ihnen mit Tod und Verderben, wenn sie seine Leiche nicht an derselben Stelle verbrennen lassen, an der die heiligen Bücher verbrannt wurden. Also geschah es auch.



Der Bischof trägt sein Haupt

Nach dem Tode des Bischofs begannen auch die Nichtjuden einzusehen, daß Jakob Frank mit ihnen ein trügerisches Spiel gespielt hatte. Er wurde in den Kerker geworfen, aber es gelang ihm, sich wieder Freiheit zu verschaffen. Seine zahlreiche Gemeinde flüchtete und zerstreute sich in alle Enden des Landes.

Viele wurden eingefangen, und man ſchnitt ihnen die Hälfte des Bartes und eine Stirnlocke ab, daß jeder erkenne, es ſind dies weder Juden noch Chriſten.

Den größten Böſewicht, Jakob Frank, ſelbſt aber traf ſein wohlverdientes Schickſal nicht bald. So ſind die Wege Gottes. Er erweiſt zuweilen den Frevlern gar viel Gutes. Denn es gibt keinen Frevler, der nicht auch gute Taten verübt hätte. Dieſe aber erheiſchen ihren Lohn, und der wird dem Frevler im Diesſeits ausgezahlt, damit ſie ihm keinen Schutz im Jenſeits bieten. So ging es auch mit Jakob Frank.

Auch nach dem Tode ſeines Gönners wußte er ſich die Gunſt der weltlichen und geiſtlichen Behörden zu verſchaffen, und trotzdem er oft am Rande des Verderbens war, ruhte ſein böſer Geiſt nicht. Dreiſt forderte er die Rabbiner zu einer Disputation heraus, und dieſe wurden dazu gezwungen. Bei der öffentlichen Auseinanderſetzung, die in Gegenwart der hohen Geiſtlichkeit ſtattfand, läſterte Jakob Frank den Gott Iſraels mit Läſterungen, die noch kein Ohr je vernommen hat. Da ſagten die Rabbiner wie einſt Elijahu der Prophet: „Wie lange werdet ihr noch auf beiden Seiten hinken . . .“ und ſie zwangen Frank und ſeine Gemeinde, aus der Gemeinde Iſraels auszutreten. Und Frank und viele ſeiner Anhänger ließen ſich taufen . . .

Man erzählt, daß der Baal Schem, als er dies erfuhr, in Tränen ausbrach und ſagte: Solange ein Glied am Körper haftet, lebt es, und wäre es noch ſo krank, und es lebt die Hoffnung, daß es geſunde. Schneidet man es aber ab, ſo hat man jede Hoffnung auf Geſundung abgeſchnitten. Staub ſind wir unter den Füßen dieſes Heiligen, aber wir erdreiſten uns, anderer Meinung



Jakob Frank
1712–91.
Alter Stich.

zu ſein. Frank und ſeine Gemeinde waren kein Glied am Körper Iſraels, vielmehr ein Ausſatz. Lob und Dank gebührt dem Arzte, der zur rechten Zeit den Ausſatz vertilgt, bevor er in den Körper gedrungen iſt. Unſere Ärzte ſind unſere Lehrer und Rabbiner, das Licht unſerer Augen, ſie ſind gerecht, und ihre Taten ſind gerecht.

Frank und ſeine Gemeinde waren gewiß die Abkömmlinge jenes fremden Geſindels, das ſich an Iſrael beim Auszug aus Ägypten geheftet und ihm auf die Ferſe gefolgt iſt. In der Wüſte, im Lande Iſraels und ſpäter im Exil hat dieſes Gemiſch die Reinheit Iſraels beeinträchtigt und ſeine Heiligkeit entweiht. Heil uns, daß ſie uns verlaſſen haben.

So mögen alle deine Feinde, o Gott, vertilgt werden, und mögeſt du uns bald unſern wahren Meſſias ſchicken. Amen.

Eiſik Mejer Dick

Wie der junge Graf Potocki Jude wurde und den Märtyrertod erlitt

Im 509. Jahr des 6. Jahrtauſends lebte in Polen ein Graf, der einen gelehrten und klugen Sohn hatte. Als dieſer herangewachſen war, war er ſeinem Vater ſehr teuer und lieb, und er ſchickte ihn nach Paris, der Hauptſtadt Frankreichs, daß er dort ſtudiere; denn dort gibt es ſehr viele Gelehrte, und jede Wiſſenſchaft hat dort eine eigene Akademie, wo man gründlich dem Studium der Wiſſenſchaft obliegen kann.

Zur ſelben Zeit wohnte in Polen ein armer Edelmann aus Samogitien, namens Saremba, der ebenfalls einen Sohn hatte. Dieſer Sohn war auch ſehr klug und verſtändig und leicht von Begriff. Da ſandte ihn der Vater nach Wilna, damit er dort auf der Akademie ſtudiere. Er war überaus fleißig und wurde ſehr gelehrt in allen Wiſſenſchaften. Er konnte alles zehnmal beſſer als die übrigen Schüler, die dort waren, und ſein Name war bei allen hohen Herrſchaften bekannt. Dieſe gaben ihm ſehr viel Reiſegeld und ſchickten ihn nach Paris. Dort nahmen ihn die Profeſſoren ſehr ehrenvoll auf, und er befreundete ſich dort mit dem Sohn des vorerwähnten Grafen. Das war der junge Potocki, deſſen Familie zu den größten polniſchen Magnatenhäuſern jener Zeit gehörte.

Da geſchah es eines Tages, daß beide Freunde in der Stadt spazieren gingen, um die Schönheiten der Stadt und ihre koſtbaren Paläſte anzuſehen; denn

Paris iſt ſeit jeher eine große, prächtige Stadt. Unterwegs bekamen ſie Durſt und kehrten in eine Gartenwirtſchaft ein, um ein Gläschen zu leeren. Dort ſahen ſie eine kleine Altane, d. h. ein Sommerhäuschen nach Art einer Laubhütte, wie es in den Gärten Sitte iſt. Bald darauf hörten ſie, wie einer dort laut las. Da waren ſie höchſt neugierig zu wiſſen, wer der laute Leſer ſei. Sie gingen in die Hütte und fanden einen alten Mann ſitzen, der einen Knaben unterrichtete. Nun wollten ſie auch wiſſen, was die beiden ſtudierten. Sie beſahen ſich genauer das Buch, das vor dem alten Manne und ſeinem Schüler lag und konnten kein Wort darin leſen. Da fragte der junge Potocki ſeinen Freund: „Verſtehſt du etwas von dem, was in dieſem Buche geſchrieben ſteht?“ — „Ich verſtehe kein Wort,“ antwortete jener, „denn ich habe mein Lebtag die Sprache noch nicht gehört, in der dieſes Buch geſchrieben iſt.“ Nun baten ſie den Alten, daß er ihnen ſage, was das für ein Buch ſei. „Das iſt die Bibel,“ antwortete er, „d. h. die Heilige Schrift der Juden, und ſie iſt in der heiligen Sprache geſchrieben.“

Nun baten ſie ihn, er möge ihnen erzählen, was darin geſchrieben ſtehe. Da erzählte er ihnen einige Kapitel ſehr genau und eingehend. Das Buch gefiel ihnen über die Maßen, und ſie fragten, ob alles, was darin geſchrieben ſtehe, wahr ſei. „Es iſt alles richtig und wahr,“ antwortete er. — „Wenn es ſich ſo verhält, wie du ſagſt,“ erwiderten ſie ihm, „ſo müſſen wir uns doch ſehr wundern, daß unſer Profeſſor, der ein großer Gelehrter und ein wahrheitsliebender Menſch iſt, mit uns dieſes Buch nicht ſtudiert hat. Und zweitens: einer Wahrheit braucht man ſich

doch nicht zu ſchämen, warum lernſt du alſo im Verborgenen, als ob du damit eine große Sünde begingeſt?“

Da antwortete ihnen der alte Mann und ſagte: „Das iſt nur deshalb, weil ihr und euer Profeſſor von anderem Glauben ſeid, das heißt ihr ſeid Chriſten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — und weil wir Juden von den Chriſten ſehr verfolgt werden, lernen wir in dieſem Buche, das unſere wahre Lehre iſt, im geheimen. Wenn ihr aber wollt, ſo will ich dieſes Buch mit euch gründlich und richtig durchnehmen, und wenn ihr es gut verſteht, will ich mit euch auch Gemarah ſtudieren, das heißt den Talmud, der eine Erklärung zu unſerer Thora iſt.“ Dieſe Rede des alten Mannes gefiel ihnen ſehr, und ſie vereinbarten mit ihm, daß er alle Tage mit ihnen lerne und ſie ihm dafür ordentlich zahlten.

Nun begann er mit ihnen zunächſt die fünf Bücher Moſes zu ſtudieren und nahm ſie mit ihnen vom erſten bis zum letzten Vers durch. Dann ſtudierte er mit ihnen die übrigen Propheten der Bibel, klar und verſtändlich, ſo daß ſie durch dieſes heilige Lernen ganz neue Menſchen wurden und aufhörten, die Akademie regelmäßig zu beſuchen und in die Kirche zu gehen. Das war dem alten Manne gar nicht recht, denn er hatte Furcht. Er machte ihnen einige Male Vorſtellungen, daß es von ihnen unrecht ſei, ihr Studium zu vernachläſſigen und ihren Glauben zu verachten. Den jungen Potocki aber verdroß das ſehr, und er machte dem alten Mann, ihrem Lehrer, Vorwürfe, daß er ihn vom wahren Weg abzudrängen verſuche.

Eines Tages gingen beide Freunde im Felde ſpazieren, und ihre Diener gingen hinter ihnen drein. Unterwegs bogen ſie plötzlich vom Wege ab, und der junge Potocki ſagte zu ſeinem Freund: „Sag den Dienern, ſie ſollen ſtehen bleiben und ſich von uns etwas ferne halten, ich habe mit dir eine geheime Angelegenheit zu beſprechen, von der ſie nicht hören ſollen.“ Die Diener blieben alſo zurück, und die beiden gingen weit ins Feld hinein. Dann ſagte Potocki zu ſeinem Freunde: „Hör, mein beſter Freund, ich habe dir etwas Wichtiges zu ſagen, ich will dir das Geheimnis meines Herzens entdecken, aber du darfſt davon niemand etwas verraten.“ — „Kannſt ſicher ſein, mein Freund,“ — erwiderte ihm ſein Kamerad — „Gott ſei davor, daß ich von deinen Geheimniſſen ein Wort verrate. Kannſt mir dein ganzes Herz vertrauen.“ Da erwiderte der junge Potocki und ſagte: „Wiſſe, daß ich beſchloſſen habe, nach Amſterdam zu fliehen und dort zum jüdiſchen Glauben überzutreten, was dort erlaubt iſt. Ich tue es nur deshalb, weil ich zur Erkenntnis gekommen bin, daß der jüdiſche Glaube der wahre iſt, und Wahrheit iſt mir lieber als die ganze Welt mit allen ihren falſchen Verlockungen. Kurzum, ich will dort ein Jude werden und dem wahren Gotte dienen, den ich bisher zu meinem Unglück nicht kannte. Ich fahre alſo.“

Da antwortete ihm ſein Freund und ſagte: „Gemach, mein Freund, geh nicht allein! Wiſſe, daß ich nicht anders denke. Ich bin auch ſo geſinnt wie du. Ich habe auch Sehnſucht nach dem jüdiſchen Glauben und wollte gerne zum Judentum übertreten. Wenn du mir alſo Geld für die Reiſe gibſt, fliehen wir zuſammen.“ „Nun, mein Freund,“ antwortete ihm

Potocki, „das ſoll dir nicht fehlen. Mach dich reiſefertig!“ Und ſie ſchworen einander, die Sache ganz geheim zu halten und ſchloſſen einen Bund, ewige Freunde zu bleiben, und riefen Gott zum Zeugen an. Dann kehrten ſie in die Stadt zurück, und dort überlegten ſie ſich's von neuem, ob ſie wirklich das ausführen ſollten, was ſie vereinbart hatten, denn ſie verſtanden ſehr wohl, daß ſie große Leiden auszuſtehen haben würden, ſchon abgeſehen davon daß ſie Reichtum und Ehre und ihr Vaterland, ihre Familien und alles Gute verlaſſen und Bettler werden müßten, das heißt arme Juden in fremden Ländern. Die Wahrheit iſt teuer, das Leben aber auch, und beſonders noch bei ſo jungen Menſchen, die wie Fürſten in allen Vergnügungen geſchwelgt hatten. Es iſt leicht verſtändlich, daß es in ſolchem Falle für einen menſchlichen und jungen Verſtand ſchwer iſt, zu einem Entſchluß zu kommen, und daher waren ſie ziemlich lange im Zweifel. Bis ſie es dabei ließen, die Sache in Gottes Hand zu legen. Wie er über ſie beſtimmen würde, ſo ſollte es bleiben, das heißt, ſie beſchloſſen zu loſen, und wie das Los fallen würde, ſo wollten ſie ihr Vorhaben ausführen oder nicht. Das Los aber fiel ſo, daß ſie zum Judentum übertreten ſollten.

Und da ſie nur um der Wahrheit willen Juden werden wollten, beſchloſſen ſie, daß der Potocki, des Grafen Sohn, zuvor nach Rom fahren ſolle, wo der Papſt ſitzt, um ſich dort zuerſt zu überzeugen, das heißt ſich Klarheit zu verſchaffen, und dann wollten ſie im Namen des Gottes Iſraels nach Amſterdam fahren. Er ſchrieb ſeinem Vater, dem Grafen, daß er ihm für die Reiſe, die er nach Rom machen wolle, Geld ſchicke. Das gefiel dem Vater, und er ſchickte

ihm eine hübſche Summe Dukaten für die Reiſe. Der junge Graf wurde dort mit großer Ehre aufgenommen, und die Biſchöfe ſtudierten mit ihm in ihren Akademien. Einmal wöchentlich veranſtaltete er für ſie und die päpſtlichen Würdenträger ein Mahl und beſchenkte ſie dabei reichlich.

Eines Tages fragte der junge Graf den Kammerdiener des Papſtes: „Iſt es wahr, was man ſagt, daß der Papſt einmal jährlich in den Himmel ſteigt? Und wenn es wahr iſt, möchte ich gerne wiſſen, wie das zugeht.“ — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — Da dachte der Graf bei ſich: Jetzt ſehe ich, daß Gott, gelobt ſei er, mich zur Wahrheit führt, und nun will ich ein Jude werden. So verließ er Rom, ſchiffte ſich ein, fuhr nach Amſterdam, trat dort zum Judentum über (denn dort war dies erlaubt) und verblieb da einige Monate. Sein Freund wußte von der ganzen Sache nichts, denn der junge Graf fürchtete ſich, ihm darüber zu ſchreiben, damit man es nicht gewahr werden ſollte, und daher blieb der Freund, das heißt der junge Saremba, noch dreißig Monate in Paris, denn dieſe Zeit war jedem Studenten, der dort eifrig lernte, vorgeſchrieben. Dann kehrte er nach Litauen zu ſeinem Vater zurück, und darauf beſuchte er den prunkvollen Hof des großen Tiſchkewitz. Dieſer Tiſchkewitz war ein guter Freund

ſeines Vaters. Er nahm ihn ſehr liebevoll auf und behielt ihn einen ganzen Monat bei ſich. Dann wollte er zu ſeinem Vater zurückkehren. Da ſagte Tiſchkewitz zu ihm: „Ich habe Euch eine ſehr wichtige Sache zu ſagen, die ich in meinem Herzen geheim hielt. Ich will Euch meine Tochter zur Frau geben, denn ſie hat Euch ſehr lieb gewonnen.“

Da verbeugte ſich der junge Saremba und ſagte zu ihm: „Warum erweiſt Ihr mir ſo viel Gunſt? Meine Familie iſt doch die geringſte in ganz Litauen, und Ihr, mein Herr, ſeid einer von den größten Herren des Landes.“ Da ſagte zu ihm Tiſchkewitz: „Wenn Ihr Euch auch ſelbſt nicht ſchätzt, ſo werdet Ihr doch ſehr von meiner Tochter und mir geſchätzt.“ Da ſchickte der junge Saremba einen Brief zu ſeinem Vater, und dieſer kam ſofort beim Grafen Tiſchkewitz angefahren. Die Heirat wurde beſchloſſen, und bald darauf war auch Hochzeit. Der junge Mann aber war ſehr angeſehen unter den polniſchen Grafen und Fürſten, denn er war ſehr gelehrt und ein überaus ordentlicher Menſch.

Und es war ein Jahr ſpäter, da kam ſeine Frau in Hoffnung und gebar ihm einen Sohn. Und es war eitel Freude. Er veranſtaltete ein großes Gelage für alle Magnaten und Fürſten Litauens einen ganzen Monat hindurch, und vor lauter Freude und Genuß vergaß er ganz an den Schwur und an den Freundſchaftsbund, der zwiſchen ihm und ſeinem Freund, dem Grafen Potocki, beſtand.

In jenen Tagen kamen an die Behörden ganz Litauens Briefe, daß man von dem jungen Grafen Potocki, der in Rom war, nicht wiſſe, wo er hingekommen ſei. Daher ſolle man in allen Städten

nachforſchen, vielleicht werde man ihn irgendwo finden. Dieſe Aufforderung wurde an allen öffentlichen Plätzen angeſchlagen und ausgerufen, und es erinnerte ſich dieſer Saremba an ſeinen Freund Potocki. Es wurde ihm ſehr bange wegen ſeines Schwures, und er war höchſt beſorgt. Er vermutete, daß Potocki ſicher ſchon in Amſterdam weile und zum Judentum übergetreten ſei. Es war ihm aber jetzt ſehr ſchwer, ſich von ſeiner geliebten Frau, ſeinem Sohne und ſeiner hohen Stellung zu trennen. Es tat ihm jedoch ſehr leid, daß er ſeinen Schwur nicht hielt und gegen die Wahrheit ſündigte. Denn er war bereits genügend überzeugt, daß der jüdiſche Glaube der wahre ſei. Und er war des=halb ſehr bekümmert und höchſt unruhig, ſo daß er ganz abmagerte und ſehr elend war. Das bemerkte bald ſein Schwiegervater, und er fragte ihn, was das bedeute.

Da antwortete er, daß er nicht ganz geſund ſei und gern eine Reiſe machen wolle, denn er glaube, daß ihn das geſund und munter machen würde; er bitte ihn daher, ihm eine Karoſſe mit Pferd und Be=dienung zu geben, daß er ſtandesgemäß reiſen könne. Der Schwiegervater gab ihm alles, was er verlangte, und dazu noch zwei Diener, die bei ihm waren, und ſo reiſte er mit Frau und Kind zu ſeinem Vater und brachte dort einen ganzen Monat in großer Sorge zu. Danach ſchrieb er an ſeinen Schwiegervater, daß er ihm Geld ſchicke, weil er im Sinne habe, nach der Stadt Königsberg zu reiſen und dort eine kurze Zeit zum Vergnügen zu verbringen.

Sein Schwiegervater ſchickte ihm genug Gold und Silber, und er fuhr mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde nach Königsberg. Das Verhalten der preußiſchen

Menschen gefiel ihm sehr, denn ihr Glaube ist viel reiner und edler als der in Litauen. Und sie hielten sich dort etliche Monate auf, dann sagte er zu seiner Frau: „Ich möchte gerne hier wohnen bleiben. Schreib daher deinem Vater, daß er uns Geld schicke, damit wir uns Güter kaufen können, dann werden wir hier sehr ruhig leben.“ Seine Rede gefiel ihr überaus gut und sie schrieb ihrem Vater, daß er ihr eine ungeheure Summe Geldes sende. Der Vater sandte, soviel sie von ihm erbat.

Nachdem das Geld angekommen war, sagte er zu seiner Frau, daß er auf einige Tage nach Holland reisen wolle: „Daher will ich zum Hafen gehen, um nachzusehen, ob kein Schiff da ist, das nach Amster=dam segelt, denn das ist die Hauptstadt Hollands.“ Die Frau sagte, daß sie mitreisen wolle, um diese schöne Stadt zu sehen. So schifften sie sich ein und reisten nach Amsterdam. Dort mieteten sie einen Palast und richteten sich ein. Am Morgen nach ihrer Ankunft ging er zum Rabbiner der Stadt und sagte ihm, daß er zum Judentum übertreten wolle. Er sagte ihm, daß er ihm ein besonderes Zimmer in seinem Palaste überlasse, wo man ihn und seinen kleinen fünfjährigen Sohn beschneiden solle. Er kam aber sehr spät zurück, und seine Frau wußte nicht, was das bedeuten könne.

Sie schaute bangen Herzens durchs Fenster und harrte, auf daß er endlich zurückkehre. Und als es schon Nacht geworden, und er immer noch nicht zurückgekommen war, ging sie mit ihren zwei Dienern, um ihn und ihren kleinen Sohn, der auch vermißt wurde, zu suchen. Sie war sehr traurig, bis ihr ein Bote von ihm begegnete und ihr ansagte, daß ihr

Mann und ihr Sohn zum Judentum übergetreten ſeien, und daß Vater und Sohn in einem Zimmer des Palaſtes lägen.

Als ſie das hörte, fiel ſie mitten auf der Straße zu Boden und weinte fürchterlich. Da umringten ſie ſehr viele Damen und begannen zu fragen, was ihr fehle. Sie erzählte ihr großes Unglück und war ſehr traurig und beſorgt, denn erſtens ſei er doch in großer Gefahr, dadurch ſein Leben zu verlieren (denn ſie meinte, daß hier die Geſetze wie in Litauen ſeien, wo man den, der zum Judentum übertritt, verbrennt), und zweitens: was ſollte aus ihr werden? Die Damen aber tröſteten ſie und erklärten ihr, daß es in Amſterdam erlaubt ſei, und ſolche Dinge öfters vorkämen, und man ſchon vollkommen daran gewöhnt ſei, denn jedes Jahr kämen große Granden, das heißt Grafen, aus Spanien und träten zum Judentum über und ſeien als Juden ſehr glücklich.

Da ging ſie fort zu ihrem Mann ins Zimmer und weinte heftig vor ihm und bat ihn, er möge auch ſie zum Judentum übertreten laſſen, daß ſie mit ihm in jüdiſchem Glauben lebe. „Ganz recht, meine Frau," ſagte er zu ihr, „aber bevor du Jüdin wirſt, ſollſt du wiſſen, wie ſchwer es iſt, eine Jüdin zu ſein, denn die jüdiſche Religion iſt nicht zu vergleichen mit der chriſtlichen, bei der doch alles erlaubt iſt. Bei Juden gibt es ſehr ſchwere Beſtimmungen, es iſt ſehr vieles unterſagt und verboten. Daher rate ich dir, wenn du eine Jüdin werden willſt, alle erſchwerenden Vorſchriften des jüdiſchen Geſetzes kennen zu lernen; und dann, wenn du alles auf dich nehmen willſt, ſollſt du eine Jüdin werden, und ich will dich mit großer Liebe und Freundſchaft zur Frau nehmen."

Diese Rede gefiel ihr. Sie schickte nach klugen und frommen Frauen, und diese lehrten sie die jüdische Religion wie es sich gehört, besonders die Bestimmungen, die die Frauen betreffen, und sie gingen mit ihr ins Bet-Din und sagten ihr alle die schweren Vorschriften und alle Strafen und wiederum den großen Lohn, der die erwartet, welche die Gebote richtig halten. Dann ließen sie die Frauen im Bade untertauchen, und sie wurde eine Jüdin, kehrte freudig zu ihrem Manne zurück und sagte zu ihm: „Jetzt, mein teurer Mann, bin ich auch ein Kind in Israel wie du.“ „Ganz recht, mein Weib,“ sagte er, „es freut mich sehr, daß du den jüdischen Glauben angenommen hast. Ich habe dir aber noch etwas zu sagen, worin du der jüdischen Religion zuliebe einwilligen mußt. Ich will mich von dir scheiden lassen und eine jüdische Tochter zur Frau nehmen, die im jüdischen Glauben aufgewachsen ist, und du, mein Weib, sollst einen Juden zum Mann nehmen, denn dadurch können wir erst richtig alle Gebote und Bestimmungen beobachten. Dein Mann wird dich lehren, und mein Weib mich, und so werden wir erst wahre Juden werden.“

Als seine Frau dies hörte, wurde sie gar zornig und sagte zu ihm: „Hör, was ich in den Büchern der Chronik gelesen habe. Es gingen einmal zwei Freunde zusammen einen Weg und verirrten sich und wanderten drei Tage umher und liefen Gefahr, vor Hunger und Durst oder durch wilde Tiere umzukommen. Da weinten sie sehr heftig und baten Gott, er solle ihnen den rechten Weg weisen. Da geschah mit ihnen ein großes Wunder, denn sie fanden den richtigen Weg, den sie gesucht hatten und waren darüber sehr glücklich. Nun sagte einer zum andern: ‚Jetzt, wo wir den

rechten Weg gefunden haben, wollen wir uns trennen. Ich gehe einen besonderen Weg und du hinwiederum gehst einen andern Weg.‘ Da sagte zu ihm sein Freund: ‚Ist das recht und gerecht von dir, daß wir solange wir herumgeirrt sind, beisammen waren und jetzt, da wir schon auf dem rechten Weg sind, uns trennen? Nein, wir litten zusammen, und jetzt wollen wir uns miteinander freuen und dem Schöpfer danken und ihn preisen, der an uns ein solches Wunder tat.‘“

Als der Mann von ihr eine solche gefällige Rede hörte, tröstete er sie und nahm sie nach dem Rechte Moses und Israels zu seinem Weibe und wohnte mit ihr lange Zeit in Amsterdam. Und dann reisten sie nach dem Heiligen Lande und lebten dort ruhig und friedlich in Gottesfurcht wie die frömmsten Juden dahin und starben, wie alle Menschen sterben, und kamen in jene Welt wie alle großen Frommen, und besonders die Gere-Zedek, die Fremdlinge, die ihr frommer Sinn zu uns gebracht hat und die Gott noch wohlgefälliger sind als geborene Juden. Der Midrasch sagt dazu ein schönes Gleichnis:

„Es gesellte sich einmal ein Hirsch des Waldes zu einer Schafherde, die im Felde graste. Wenn man die Herde in den Stall trieb, ging er mit und nächtigte dort mit ihr. Wenn man die Herde hinaustrieb, ging er mit ihr auf die Weide. Nun meldete der Hirt dies dem Herrn, dem diese Schafe gehörten. Da freute sich der Herr sehr und sagte dem Hirten an, daß er den Hirsch noch besser behandeln solle als alle Schafe. Er solle ihm die beste Weide geben und ihm nichts zuleide tun, weil der Hirsch so gut und edel war, den freien Wald zu verlassen und sich seiner

Herde zu geſellen, die unter der Herrſchaft von Men=ſchen ſteht."

Die Anwendung iſt ſehr verſtändlich. Es iſt viel leichter, ein Nichtjude zu ſein als ein Jude, denn ihm iſt alles erlaubt, und wenn er trotzdem ein Anhänger des Ewigen ſein will, ſo iſt er ihm teurer als ein Jude von Geburt, der noch nie ſolche Freiheiten genoß.

Aber nicht ſo war das Ende des jungen Potocki. Er ſtarb nicht ruhig auf ſeinem Lager, denn ihm war etwas Größeres auf Gottes Erde zu tun beſchert, das heißt, den Namen Gottes zu heiligen, wie wir in Bälde erzählen werden. Zuerſt reiſte er nach dem Heiligen Lande, dann nach Deutſchland, von Deutſch=land nach Reußen, von Reußen nach Litauen, bis er nach Ilje kam. Dort lebte er einige Monate in großer Ehre, ganz dem Studium und dem Gebete hingegeben; alle wußten, daß er ein Ger war.

Eines Tages mußte er ſehen, wie eines Schneiders Junge in der „Schul" herumſprang und häßliche Fratzen machte. Er fuhr ihn an, daß er es nicht zu arg treibe. Da gab ihm der Junge grobe Worte mit Frechheit zur Antwort. Der Fromme erwiderte darauf: „Ich bin ſicher, daß dieſer Bengel nicht im Glauben Moſes und Iſraels aufwachſen wird. Er wird gewiß ab=trünnig werden, denn er iſt ein großer Frechling und ſicherlich nicht von jüdiſchem Blute." Dieſe Rede kam dem Schneider, das heißt dem Vater des Jungen, zu Ohren, und es verdroß ihn ſehr, und er wollte ſich an dieſem Frommen rächen. Er machte nicht viel Um=ſtände, ſondern ging in den Hof des Herrn Subowni und erzählte ihm, daß ſich in der Stadt ein jüdiſcher Proſelyt befinde. Da ſchickte der Graf ſeine Knechte hin, die nahmen den Ger-Zedek und brachten ihn in

den Hof. Er ließ Klötze an ſeine Füße binden und Ketten an die Hände und ſchickte ihn nach Wilna. Dort erkannten die großen Herren, daß es der junge Potocki ſei.

Da fielen ſie vor ihm auf die Erde und ſagten zu ihm: „Was ſoll das heißen? Du biſt doch der große Pan Potocki, wie kommſt du dazu, eine ſolche Dummheit zu begehen und ein Jud zu werden?“ Er antwortete ihnen aber garnicht auf ihre Fragen. „Warum willſt du uns nicht antworten?“ fragten ſie ihn. „Weil ich nicht mehr Potocki bin und ihr mich mit dieſem unjüdiſchen Namen anredet, deshalb will ich euch nicht mehr antworten, denn mein wahrer Name iſt Abraham. Ich bin ein Jude. Ich bin im Golus wie alle Juden, und Potocki iſt ein Graf, ein Chriſt, und ich bin kein Chriſt.“ Da hörten ſie auf, auf ihn einzureden und ſetzten ihn in den Turm. Dorthin ſchickten ſie ihm den Biſchof . . . mit vielen andern Geiſtlichen und baten ihn, er ſolle wenigſtens ſeinen Hut abnehmen und die Ehre erweiſen, die einem Katholiken ziemt, wenn zu ihm der Biſchof mit ſeinen ſieben Sachen komme.

Da antwortete der Fromme und ſagte: „Von rechts wegen müßte ich vor euch den Hut abnehmen, denn ihr ſeid doch alle vornehme Herren, und ich bin jetzt nicht mehr als ein Jude, der nur im Golus iſt.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —“ Da gingen ſie ſehr beſchämt weg und ſchickten ihre ſchönen Damen zu ihm, daß ſie mit ihm redeten und ihn vielleicht umſtimmten. Er antwortete aber auch ihnen nicht und ſaß ſo über ein Jahr in großen Sorgen und großem Elend im Turme, und durch die große Un=

ſauberkeit krochen Würmer an ihm herum, ſelbſt ſein Nabel war voll Würmer. Trotzdem blieb er ſeinem jüdiſchen Glauben treu. Er nahm es für eine Züchtigung Gottes, und er ſagte zu ihnen: „Eßt meinen Körper, denn er hat einſt unreines Fleiſch gegeſſen.“ Kurz, er erklärte ſich alles für eine gerechte Strafe Gottes und ertrug es ruhigen Herzens bis zum Schowuosfeſt, denn an jenem Tag wurde er zum Feuertod verurteilt.

Es verurteilten ihn die Herren des Tribunals, und man brachte ihn am Schowuos auf den Platz neben dem Rathaus. Es kamen wieder alle Biſchöfe und Geiſtliche mit ihren Kreuzen und Bildern und begannen von neuem ihn zu ermahnen, daß er zu ſeinem Glauben zurückkehren ſolle. Er verſchmähte ſie aber und lachte ſie aus. Da verhängten ſie über ihn, daß man ihm die Zunge durch den Nacken ziehe.

Gelobt ſei der Schöpfer, der ſeinen Frommen Kraft verleiht, ſo viele Qualen um der öffentlichen Heiligung ſeines Namens willen zu ertragen. Boas, der Fromme, lobte Ruth, die Moabiterin, nur deshalb, weil ſie Vater und Mutter und ihr Geburtsland verließ und ihrer Schwiegermutter Naemi nachging und Jüdin wurde. Er ſagte zu ihr: „Es wird dir voller Lohn vom Ewigen, dem Gotte Israels, dafür zuteil, daß du gekommen biſt, unter ſeinen Fittichen Schutz zu ſuchen.“ Was ſollen wir da ſagen von einem Proſelyten, der einen Vater mit ſo viel Reichtum und ſo viel Gutem verließ und ſolche unerhörte Qualen auf ſich nahm. Groß iſt Gott und mächtig und groß ſind ſeine Fürchtigen, die ihn verehren. Wir Juden ſind einer Armee vergleichbar, die alle ihre Generale in der Schlacht verloren hat, und die Sol=

daten fechten noch, um die Fahnen zu beſchützen, das heißt, wir haben unſere Könige und unſere Propheten verloren, aber unſeren Glauben haben wir erhalten, der unſere Fahne iſt, wie es geſchrieben ſteht: „Gott iſt meine Fahne“, „Unſer Banner iſt Gottes Name“, das heißt unſer Glaube. Es koſtet aber genug Blut, um dieſe heilige Fahne zu bewahren. Nicht ein treuer Soldat verliert um ſie ſein Leben; wer kann unſere Heiligen zählen, wer kann die Zahl derer feſtſtellen, die ſich um die Erfüllung eines Gebotes opferten! Unter allen unſeren Helden aber, die den Streit für Gott ſtritten, verdient unſer großer Rabbi Abraham Ger-Zedek eine beſondere Auszeichnung, denn er hat ſeinen Namen vor aller Welt geheiligt.

Denn bevor man ihn zu richten begann, ſagte er den Segensſpruch: „Boruch mekaddeſch ſchimcho berabbim,“ das heißt: „Gelobt ſei, der deinen Namen öffentlich heiligt.“ An dieſem Tag fiel großer Schrekken auf alle Juden Litauens und beſonders Wilnas. Die Führer der Gemeinde warnten das Volk, daß es keiner wage, ſeine Türſchwelle zu überſchreiten, denn die Chriſten waren damals ſehr böſe auf die Juden, weil ein Proſelyt ihren Glauben zuſchanden gemacht hat, und keiner war ſeines Lebens ſicher.

Nun gab es nur einen Mann unter den Juden — er hieß Rabbi Elieſer Sirkes, — der keinen Bart hatte. Der tat ſich chriſtliche Kleider an, daß man ihn nicht erkenne, ſchlich ſich an den Henker heran und beſtach ihn, daß er ihm etwas von des Ger-Zedeks Leib gebe, damit er es auf dem jüdiſchen Friedhof beerdige. Da gab ihm der Henker ein wenig Aſche von ihm und einen Finger, und alles übrige wurde

zu Asche verbrannt und stieg mit dem Rauch zum Himmel empor.

Möge sich Gott, gelobt sei er, immer so rächen für das vergossene Blut seiner Knechte und rächen an denen, die unser Blut wie Wasser verspritzten, wie er sich an den Bauern gerächt hat, die Holz hergaben, um diesen Frommen zu verbrennen. Denn ihre Häuser gingen bald darauf alle in Flammen auf und brannten gänzlich nieder. So mögen alle Bösewichter zugrunde gehen, die Juden wehe tun. Tags darauf kam ein Befehl vom König, daß man ihm nichts tun solle. Aber es war schon alles geschehen.

Zur selbigen Zeit wohnte in Reußen ein Mann, der einen bösen Geist in sich hatte, das heißt, es war in ihn die Seele eines bösen Menschen, Gott sei uns gnädig, gefahren. Dieser erzählte an allen Orten, wo er hinkam, daß an jenem Tage der Ger=Zedek in Wilna mit großer Freude und Begeisterung den Namen Gottes heilige. Großer Schrecken sei auf alle bösen Geister gefallen, alle Satane seien verstummt und alle „Ankläger" haben ihre Köpfe hängen lassen. Sehr viele Engel aber stehen reihenweise am Himmel bis zu dem Ort, wo er jetzt den Namen heiligt, um seine Seele freudig und ehrenvoll aufzunehmen. Unser Vater Abraham selbst mit allen Vätern und allen Frommen gehen ihm entgegen um seine Seele mit großer Freude zu empfangen, „wie es kein Mund erzählen und keine Feder berichten kann". Und dies deshalb, weil unser Vater Abraham der erste aller Gerim ist, auch der erste, der begonnen hat, Menschen zum wahren Glauben zu bekehren und sie unter die Flügel der göttlichen Glorie zu bringen, wie es von ihm in der Thora heißt: „Die Menschen, welche sie — Abraham und

Sarah — in Charan gemacht haben." Der Midrasch fragt dazu: „Wie können Menschen Menschen machen?" Er antwortet darauf, daß gemeint sei, sie hätten sie zu Juden gemacht, und das ist so, als ob sie sie erschaffen hätten. Daher werden alle Bekehrten Abraham genannt. Denn er war der erste Bekehrer, und selbst seine dreihundertundachtzehn Hausleute, mit denen er den vier Königen nachgejagt war, wurden alle Abraham genannt, wie der Midrasch berichtet.

Daher wird es uns recht verständlich, daß dieser Ger-Zedek wirklich in unseres Vaters Abraham Schoße ruht, sein Lohn unendlich ist, und sein Andenken in aller Ewigkeit bleiben wird. Seine Asche und sein Finger sind auf dem Wilnaer alten Friedhof begraben. Auf seinem Grabe wächst ein Baum, der nie verdorren wird; denn es fehlt ihm niemals Regen: das sind die Tränen, die dort täglich geweint werden. Man liest ihm stets am Schowuos ein Seelengebet in allen Bethäusern, und kein Auge bleibt dabei trocken.

Diese traurige Geschichte des heiligen Mannes ist auch in polnischer Sprache beschrieben, in dem „Wilna" genannten Buche, im 3. Bande, in Wilna gedruckt im Jahre 1841. Sie ist dort genau so beschrieben wie hier, nur etwas ausführlicher und noch mit kleinem Beiwerk. Auch erzählen die Wilnaer alten Leute, daß ihre Eltern ihnen erzählt haben, daß, als man den Ger-Zedek richtete, eine Christin, eine Metzgersfrau, ihm nachgeäfft und alle Verzerrungen seines Gesichts nachgemacht habe, denn man tat ihm große Qualen an. Da behielt sie ihr Leben lang ein verzerrtes Gesicht. Auch hielten es die Juden Wilnas für eine besondere Vorsehung, daß man ihn gerade am Schowuos richtete, welches das Fest unserer Ge-

ſetʒgebung iſt, um damit vor allen Völkern auf die große Bedeutung dieſes Hochzeitstages unſerer Thora hinzuweiſen. Und die ganze Wilnaer Gemeinde ſtand an jenem Tag in den Gotteshäuſern und hörte der Thoravorleſung mit den zehn Geboten in Ehrfurcht und Schrecken zu, gleich als ob ſie am Berge Sinai ſtünden und ſie aus Gottes eigenem Munde vernähmen. Denn groß war jener Tag, und es war noch nicht ſeinesgleichen.

Sein Verdienſt und das Verdienſt aller Gerechten möge uns beiſtehen, uns und unſeren Kindern, auf daß wir würdig ſeien, Zions und Jeruſalems Tröſtung zu ſehen! Amen, Selah, Amen und Amen.



Salomon Maimon
1753—1800.

Salomon Maimon

Ein Lob der polnischen Juden

Was übrigens die Rabbinische Moral anbetrift, so weiß ich wahrhaftig nicht, was man daran auszusetzen hat, außer vielleicht das in manchen Fällen Zuweitgetriebene derselben. Sie ist der echte Stoicismus, schließt aber deswegen nicht andre brauchbare Principien (der Vollkommenheit, des allgemeinen Wohlwollens u. dergl.) aus. Ihre Heiligkeit erstreckt sich sogar auf Gedanken. Sie beziehen dieses, ihrer Art nach, auf folgende Stelle des Psalms: Du sollst in dir keinen fremden Gott haben, indem sie sagen: welcher fremde Gott kann in dem menschlichen Herzen wohnen als böse Begierden. Sie erlauben nicht einmal, einen Heiden, weder in Thaten noch mit Worten, zu hintergehn, wobey er doch nichts verlieren kann, z. B. sich gegen ihn der gewöhnlichen Höflichkeitsformel: „ich freue mich, Sie wohl zu sehen", zu bedienen, wenn sie nicht wahre Gesinnungen des Herzens ausdrückt.

Die Beispiele von Juden, die Christen oder Heiden betrügen, welche man gemeiniglich dagegen anführt, beweisen nichts, indem diese alsdann nicht den Grundsätzen ihrer Moral gemäß handeln.

Das Gebot, du sollst nicht gelüsten nach allen, was deinem Nächsten gehört, legen die Talmudisten so aus, daß man sich sogar den Wunsch, es zu besitzen, verwehren muß; kurz, ich müßte ein ganzes Buch

6*

schreiben, wenn ich alle vortreffliche Lehren der rabbinischen Moral anführen wollte.

Auch der Einfluß dieser Lehren im praktischen Leben ist unverkennbar. Die polnischen Juden, denen es von jeher verstattet war, sich allerhand Erwerbsmittel zu bedienen, und nicht wie in anderen Staaten auf den leidigen Schacher und Geldwucher eingeschränkt sind, hören selten den Vorwurf des Betrugs. Sie bleiben dem Lande, worin sie leben, getreu und ernähren sich auf ehrliche Weise.

Ihre Mildtätigkeit und Fürsorge für ihre Armen, ihre Anstalten zur Pflege der Kranken, ihre besonderen Gesellschaften zur Bestattung der Toten sind bekannt. genug. Nicht etwa für Geld gemiethete Krankenwärter und Totengräber, sondern die Aeltesten der Nation beeifern sich diese Handlungen auszuüben. Die polnischen Juden sind freylich größtentheils noch nicht aufgeklärt, ihre Sitten und Lebensart sind noch roh, aber sie sind ihrer väterlichen Religion und den Landesgesetzen treu, sie kommen Euch mit Höflichkeiten nicht zuvor, aber ihr Versprechen ist ihnen heilig. Sie sind nicht galant, aber eben darum sind Euere Damen vor ihren Nachstellungen sicher. Das Frauenzimmer wird von ihnen, nach Art der Morgenländer, nicht sonderlich geschätzt, aber um desto mehr sind sie auf Erfüllung ihrer Pflichten gegen dasselbe bedacht. Die Kinder wissen von keinen auswendig gelernten Formeln, wodurch sie ihre Liebe und Ehrerbietung gegen ihre Eltern bezeigen (denn sie halten keine französischen Demoiselles), aber um desto inniger bezeigen sie dieselbe.

Die Heiligkeit ihrer Ehen und die davon abhängende immer neue Zärtlichkeit verdient besonders

bemerkt zu werden. Die Frau bleibt beständig in den Augen ihres Mannes, was sie als Mädchen in den Augen ihres Liebhabers war.

Endlich, welche Unschuld herrscht hier unter unverheirateten Personen! ja es geschieht oft, daß ein Junge oder ein Mädchen von sechzehn oder achtzehn Jahren verheiratet werden, ohne von dem Zweck des Heirathens das geringste zu wissen, welches unter anderen Nationen gewiß sehr selten der Fall ist.

R. Bernstein-Wischnitzer

Synagogen im ehemaligen König=reich Polen

mit acht Abbildungen nach Zeichnungen der Verfasserin

Angesichts des Ringens, das heute weltumgestaltende Geschehnisse mit einer Wucht aufrollt, wie sie die Geschichte unseres Weltteils kaum tiefer greifend und weiter ausholend aufzuweisen hat, erfaßt uns ein ehrfurchtsvolles Staunen vor dem unwandelbaren, unerschütterlichen Bestehen unseres Volkes.

Für andere, nicht für uns, handelt es sich jetzt um Sein oder Nichtsein. Manches biblische Bild wiederholt die Gegenwart in übertreffender Monumentalität, aber wir sind nicht die Agierenden darin. In dem grimmigen Sich-Messen in dem für Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte hinaus entscheidenden Abrechnen, das in diesen Tagen sich vollzieht, haben wir keine Königreiche zu verlieren, keine Kronen zu gewinnen.

Und doch stehen wir nicht als neutrale Zuschauer da in diesem Kampfe, nur zu sehr sind wir die Mitbeteiligten, haben ein gut Teil an den Verlusten, an den Schäden und Wunden, die der Krieg schlägt. Ist Galizien bedroht, beginnt eine Massenauswanderung unter uns Juden, wird Russisch-Polen geräumt, beginnt sie von neuem. Wir sind überall, sollten wir diesem Umstande gar unser Bestehen verdanken?

Sollten wir ewig sein, weil wir, auf keine bestimmten Güter eingestellt, alle unser eigen nennen, weil das Versagen eines Kampfmittels, das Nichtstandhaltenkönnen eines Bollwerks, die Verwüstung

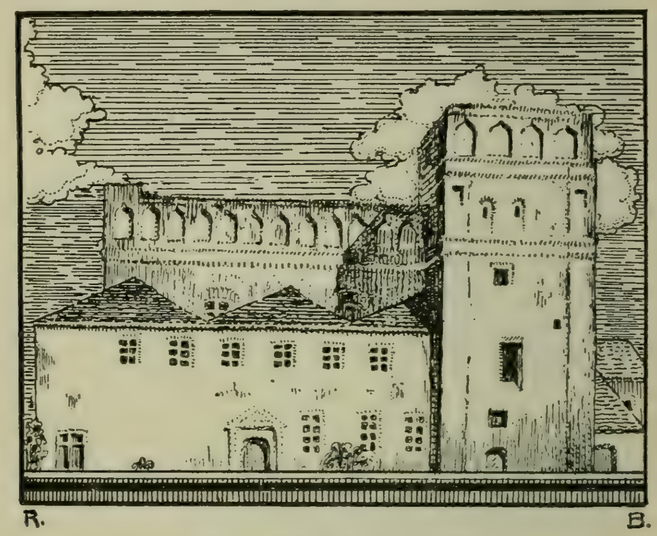


Abb. 1. Synagoge in Luck.

eines Gebietsſtriches, der Zuſammenbruch einer Wirtſchafts- oder Regierungsform nie unſer Innerſtes treffen kann, — oder ſollten wir ewig ſein, weil wir nirgends ſind, nichts beſitzen, nirgends Geſchichte machen und nur noch als ein Stück Geſchichte von vorgeſtern einherwandeln?

Dürfte ſich unſer Schickſal mit dem Bilde des ewig wandernden, heimatloſen Juden decken? Die Ereigniſſe von heute lehren uns Ehrfurcht vor dem Schickſal hegen, das einem Volke ungeahnte Möglichkeiten eröffnen kann, wie ſie ſich unſere im Frieden gereifte, von evolutioniſtiſchen Vorſtellungen genährte Weisheit nicht träumen ließ.

Und wir wollen uns doch nicht die günſtigen

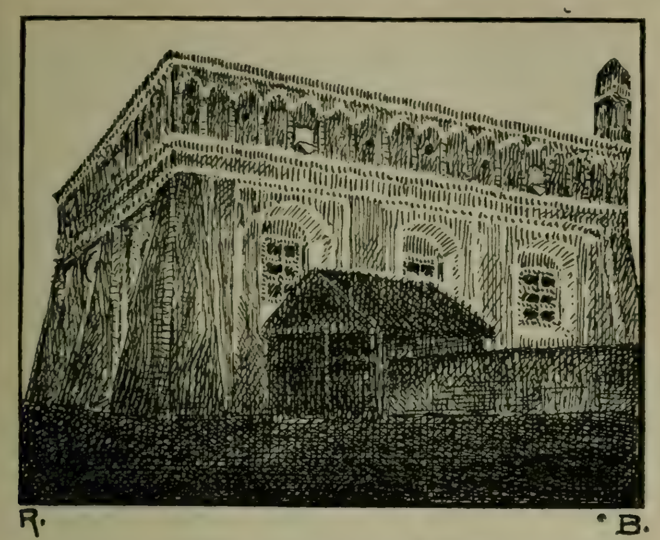


Abb. 2. Synagoge in Zolkiew.

Gelegenheiten durch voreingenommene Anſichten, durch uns ſchädigende Vorurteile verſcherzen. Noch iſt unſere Stunde nicht gekommen. Aber heißt ſich auf ſie hin rüſten nicht — ſie näher bringen?

Eines von ſolchen zu bekämpfenden Vorurteilen war die landläufige Anſicht, die uns jegliche künſtleriſche Betätigung abſprach.

Die ſpiritualiſtiſche Weltanſchauung, zu der der Jude notgedrungen flüchtete, da er ſeine Exiſtenz nur durch Sublimierung, Vergeiſtigung alles Triebhaften ſichern konnte, verpönte die Luſt am Geſtalten. Man entſagte und glaubte immer entſagt zu haben, man war entwurzelt, heimat= und freudlos und glaubte es niemals anders geweſen zu ſein.

Ein erfreuliches Zeichen unſerer ſich löſenden Erſtarrung, unſerer ſich regenden Lebensfreude iſt der in den letzten Jahrzehnten ſich bekundende Wille zur künſtleriſchen Betätigung. Mit der Entfaltung blühender Talente machte ſich auch das Bemühen um die verschollene, in Vergeſſenheit geratene alte Kunſt bemerkbar.

Unſere Zeit erwies ſich der Erſchließung jüdiſcher Kunſtdenkmäler beſonders günſtig. Das Intereſſe für das Rokoko, einen Stil, der keine monumentalen Aufgaben zu löſen hatte, für Provinzkunſt, die von der alleinſeligmachenden Loſung offiziell geprägter Muſter abwich, für das Kunſtgewerbe, das mit „großer Kunſt“ wenig gemein hatte — bürgte für einen Geſchmack, der ſich immer mehr dem Bürgerlichen zuwandte. Den Äſthetikern ſchwebte in ihren Wertungen nicht mehr das Vorbild eines Tempels, eines Domes vor, ſondern das einer behaglichen Wohnſtätte. Dieſe Geſchmackswandlung, die das Emporkommen der Bourgeoiſie zeitigte, war erforderlich, um die Augen für die Erzeugniſſe unſerer ſchlichten jüdiſchen Kunſt zu öffnen.

Denn ſchlicht, das war ſie allerdings. Ohne Unterſtützung der Obrigkeit aufgeblüht — bei andern Völkern verdankte die Kunſt doch immerhin ihr Gedeihen der Pflege des Staates und der Kirche, die ſich in ihr ein Verherrlichungsmittel großzogen — nimmt ſich die jüdiſche Kunſt nur zu beſcheiden aus.

Das Leben einer jüdiſchen Gemeinde in Polen, mit ihren verſchiedenen ſozialen Einrichtungen, die ihr durch königliche Privilege geſichert waren, mit den verzweigten Organen der Selbſtverwaltung, die im XVI. und XVII. Jahrhundert zur Blüte gelangten

— dem Kahal, dem Kreiswaad oder -tag und dem Zentralwaad an der Spitze — dieſes rege Gemeindeleben konnte freilich ſchon an den Baumeiſter eine Reihe von Anforderungen ſtellen. Da gab es Schulen, Krankenhäuſer, Gebethäuſer, Kerker, Bäder, Schlachthöfe, Sitzungskammern für den Kahalvorſtand, für Wahlverſammlungen von Gemeindemitgliedern, Räume für die Gerichtsbarkeit, für öffentliche Eidesleiſtungen, für Handwerkerinnungen u a. m. zu bauen.

Bei den katholiſchen Nachbarn gruppierten ſich die materiellen und geiſtigen Bedürfniſſe um Kirche, Rathaus und Kloſter.

Bei den Juden war es das Gemeindehaus, das Volkshaus, das Gotteshaus, kurz — die Synagoge, die den Anforderungen des Gemeinde-Lebens gerecht werden mußte.

Die Sitzungen des Kronenwaad (Waad der polniſchen Juden) in Jaroslau ſollen in einer auf Koſten aller Juden Polens gebauten Synagoge ſtattgefunden haben. Übrigens tagte auch der polniſche Ständetag in Kirchen. Laut einer Verfügung des litauiſchen Waad vom Jahre 1644 hatten „alle Sitzungen der Waadälteſten ſtändig in einem beſonderen Hauſe ſtattzufinden“.

In Anbetracht ſolcher Anſprüche, die an die Synagogengebäude geſtellt wurden, iſt es zu begreifen, warum die Juden ſo eifrig bemüht waren, ihre Synagogen zu erweitern, zu renovieren, hölzerne durch gemauerte zu erſetzen.

Jedoch wurden ſie in dieſem Beſtreben von der katholiſchen Geiſtlichkeit gehindert, die ſich immerwährend beklagte, „die Juden hätten ſich in königlichen Städten gemauerte, geräumige Synagogen

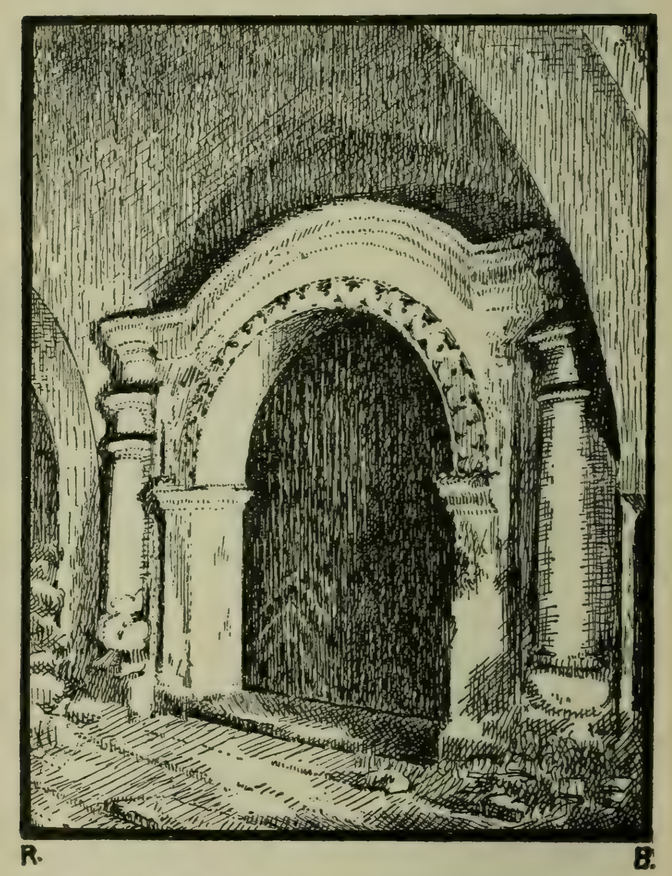


Abb. 3. Inneres Portal an der Synagoge in Luboml.

erbaut, die die Kirchen und Häuſer an Schönheit übertreffen". Die Bautätigkeit wurde durch allerhand Bedingungen gehemmt. Außer der königlichen Genehmigung mußte noch die Erlaubnis des Biſchofs und auf privatem Beſitz die des Grundeigentümers eingeholt werden. — Zuweilen durfte das bewilligte Bethaus nicht den Namen einer Synagoge führen, oder es mußte noch ſtrategiſchen Zwecken dienen, um Daseinsberechtigung zu haben. Der König Sigismund III. bewilligte z. B. den Bau der Synagoge in Luck (Wolhynien) (Abb. 1) im Jahre 1626 unter der Bedingung, daß die Synagoge mit einem Beobachtungsturm und mit Schießſcharten versehen werde. Die Juden wurden außerdem verpflichtet, eine Kanone zu ſtiften und wehrfähige Männer aus ihrer Mitte zu ſtellen.

So bildeten denn die im XVII. Jahrhundert errichteten Synagogen in Zolkiew (Abb. 2), Trembowl, Tarnopol, Schargorod (Galizien) und in Luboml (Wolhynien) eine Kette von Befeſtigungen zur Abwehr von Kosaken- und Tatarenüberfällen.

Da es den Juden verſagt war, Kirchenbauformen zu benutzen, ſo wandte ſich der Synagogenerbauer Vorbildern der profanen Architektur zu.

Die ſtolzen Rathäuser in Krakau, Sandomir, Tarnow, Poſen, burgähnliche Schlöſſer, wie z. B. in Luck, Stadttore wie in Zolkiew beflügelten die Phantaſie unſerer Baumeiſter.

Es entſtand auf dieſe Weiſe der Typus der burg- oder feſtungsähnlichen Synagoge im polniſchen Renaissanceſtil, der im XVII. und XVIII. Jahrhundert Elemente des Barock aufnahm.

Die für die ſog. Krakauer Renaiſſance charakte-

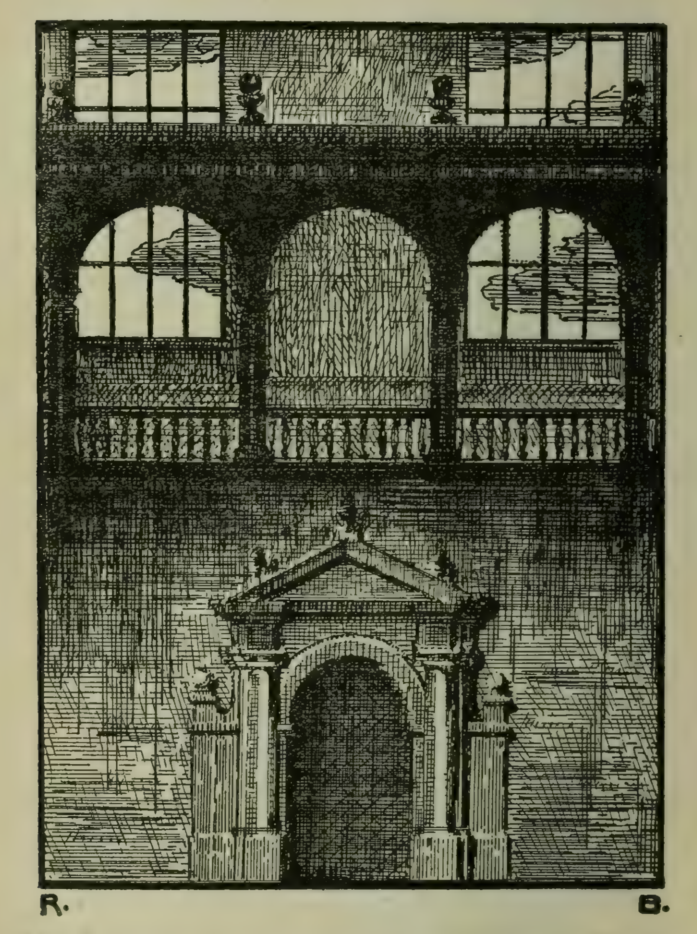


Abb. 4. Inneres Portal an der R. Iſaakſynagoge in Krakau.



Ernſt Oppler: Die kleine Synagoge.
Radierung.

riſtiſche hohe Attika, die übrigens von den Behörden wegen der Feuerſicherheit zum Schutz der Dächer verlangt wurde, fehlte nicht auf den gemauerten Synagogen. Außer dieſen, als Blendarkaden gegliederten, in barocke Giebel und Voluten aufgelöſten, von Zinnen gekrönten Brüſtungen oberhalb der Geſimſe erhielten die Synagogen keinen Faſſadenſchmuck.

Ein rechteckiger Bau mit hochanſetzenden Fenſtern, mit einem unanſehnlichen Portal — denn nur der Innenſeite zu (Abb. 3 und 4) wurde es zuweilen architektoniſch und monumental ausgebildet — mit ſtarken Mauern und mächtigen Strebepfeilern, das war der übliche Anblick, den eine gemauerte polniſche Synagoge bot.

So war denn ihr Äußeres dem Ernſte der Zeit angemeſſen. Sollte doch die Synagoge am Kaſimierz bei Krakau eine Zufluchtsſtätte für die Gemeinde bei „Überfällen, Unruhen, Plünderungen und Belagerungen“ ſein, und die Synagoge in Zolkiew (Abb. 2) z. B. den Juden im Falle „eines Brandes und eines feindlichen Überfalles eine ſichere Stätte und ein Lager für ihr Gut und ihre Koſtbarkeiten“ bieten. Die katholiſche Geiſtlichkeit ſorgte indeſſen dafür, daß eine Synagoge nicht „die Höhe der Häuſer übertraf“, daß ſie nur „mittlerer Größe“ und recht „ſchlicht“ ausgeführt wurde. Nur das runde oder ovale Fenſter an der Oſtwand deutete, flüchtig an die prächtigen Fenſterroſen gotiſcher Kathedralen erinnernd, darauf hin, daß der Bau kein profaner, ſondern ein Gott geweihter war.

Ungeachtet der Größe und des Anſehens, das eine Gemeinde genoß, ungeachtet der Opferwilligkeit der Stifter mußte in vielen Fällen mit einem hölzer=

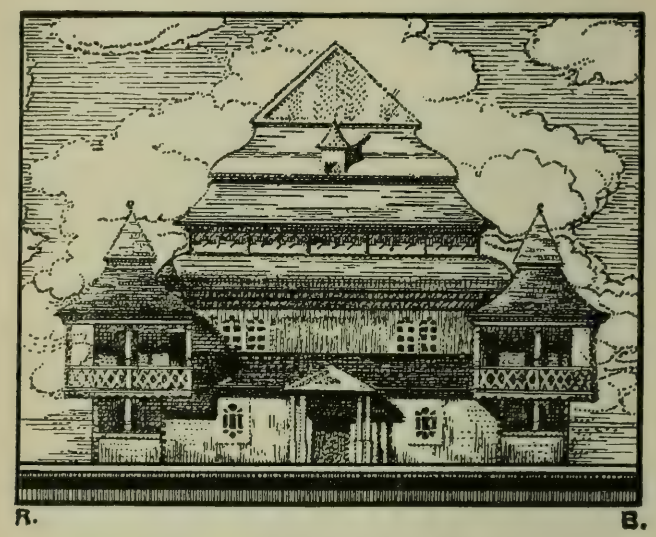


Abb. 5. Holzſynagoge in Narowl.

nen Gotteshaus vorlieb genommen werden, da eine Bewilligung für einen Holzbau leichter zu erlangen war.

Der Waad warnte die Gemeinden, die noch nicht im Beſitze einer Lizenz waren, hölzerne Bethäuſer abzutragen in der Abſicht, ſie durch gemauerte zu erſetzen. Auch wäre es vom religiöſen Stand=punkt aus ſchon unſtatthaft, eine Synagoge abzu=reißen.

Dieſem Umſtande und auch einer Fügung des Schickſals, das ſich allen Wirrniſſen und Fährniſſen zum Trotz uns günſtig erwies, haben wir es zu ver=danken, daß ſich, bis vor dem Kriege wenigſtens, ſo viele Holzsynagogen in Galizien, Podolien, Wolhy=

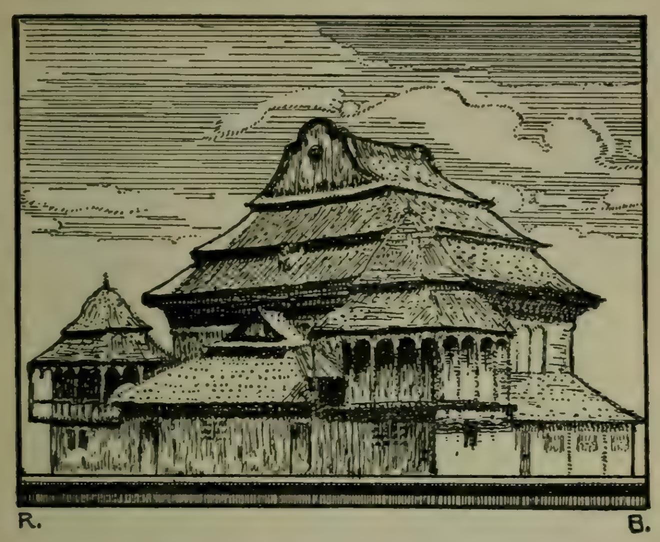


Abb. 6. Holzſynagoge in Wolpa.

nien, Masovien, Weißrußland und Litauen aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert erhalten haben.

In dieſen Bauten, die im ganzen ehemaligen jüdiſchen Anſiedlungsgebiet verſtreut ſind, in Jurburg (jetzt im Gouv. Kowno) im äußerſten Norden, in Pogrebiſchtſche im Süden (Gouv. Kiew), in Narowl im Oſten (Gouv. Minsk) (Abb. 5), in Kurnik im Weſten (Poſen), in den bedeutendſten darunter — den Synagogen in Zabludowo und Wolpa (im Gouv. Grodno) (Abb. 6) — kommt eine ganz volkstümliche Kunſt zum Ausdruck. Dieſe Kunſt iſt uns um ſo wertvoller, als wir annehmen können, daß ſie vorwiegend von jüdiſchen Handwerkern ausgeübt wurde.

Zwar finden wir unter den Erbauern von ge=

mauerten Synagogen auch jüdische Namen, einen Hillel Benjamin aus Lask, einen Simche Weiß, den Sohn des Salomon aus Luck, einen David Friedländer, jedoch in gar vielen Fällen hat man für die verantwortungsvolle Aufgabe geschulte christliche Architekten vorgezogen, z. B. Paolo Romano, Peter Ronka.

Vom primitiven Holzschuppen ausgehend, hat es der jüdische Zimmerer bis zu den mannigfaltigsten Formen gebracht. Der ursprüngliche rechteckige Raum mit einfachem Satteldach gliedert sich allmählich in sich verjüngende aufeinandergestellte Balkengebinde, um ihn herum wachsen kleine Nebenbauten empor, das Dach wird mehrfach abgesetzt, geschwungen, die Dächer der kleinen eingebauten Nebenräume erhalten anmutige, kecke barocke Zwiebel- und chinesisch gebogene Zeltdachformen. Der Betraum wird von Ecktürmchen flankiert, von Galerien und Freitreppen umgeben, mit Balustraden, Blendarkaden, Säulchen, Giebeln und Simsen geschmückt. So ist die so malerisch wirkende Holzsynagoge entstanden, die vielen Orten jetzt noch einen eigentümlichen Reiz verleiht und an die verschwundenen polnischen und ukrainischen Bauern- und Herrengehöfte lebhaft erinnert.

Das Bedürfnis nach architektonischer Gestaltung konnte im Innern der Synagogen ungehemmt zum Ausdruck kommen, soweit das Äußere dadurch nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die formbildenden Objekte waren der Heilige Schrein und die Bima oder Almemor.

Dies waren die zwei Brennpunkte, die die Grundrißanlage bestimmten; denn weder die Lage des Betpultes, noch die der Sitzbänke oder der Lichtträger war durch den Ritus so genau umzirkelt, daß

ſie mitberückſichtigt zu werden brauchten. Die Frauen=abteilung wurde auch zumeiſt nachträglich dem Bau eingeordnet. Die Grundrißgeſtaltung der polniſchen Synagogen weiſt ausnahmslos darauf hin, daß im alten jüdiſchen Gottesdienſt die Thora den Mittel=punkt bedeutete.

Nicht die Predigt, nicht das Auslegen des Textes, nicht das Beten, nicht der Geſang, wie in unſeren Zeiten, — allein das Wort Gottes in seiner urſprüng=lichen Reinheit und Heiligkeit war in baulicher Hin=ſicht die leitende Kraft.

Die Bima, in deren Einfriedung die Thora ihren Platz beim Vorleſen erhielt, bildete die Mitte des Gotteshauſes.

Die jüdiſche Literatur und auch die baulichen Ge=pflogenheiten der weſteuropäiſchen Synagogen zeigen, wie verſchieden die Anordnung der Bima ſein konnte. Für die Mittelſtellung trat im XVI. Jahrhundert der Krakauer Kodifikator Moſes Iſſerles ein, und ſo iſt auch die zentrale Lage der Bima für Polen charakteriſtiſch geworden. Die Lage des Heiligen Schreines, wo die Thora ruht, iſt in allen europäiſchen Synagogen die gleiche, an der öſtlichen Wand, die Jeruſalem zuge=wandt iſt.

So ergibt ſich denn aus dieſen Bedingungen eine nach Oſten orientierte Zentralanlage.

Die jüdiſche Baukunſt in Polen vom XIV. bis zum XVIII. Jahrhundert weiſt eine Reihe von Löſungen dieſes Grundrißproblems auf, von denen jede einen Schritt vorwärts bedeutet.

Immer mächtiger behauptet ſich die Zentral=ſtellung der Bima; die Mängel der gotiſchen, der Altneuſynagoge in Prag nachgebildeten Anlage der

Synagoge auf dem Kasimierz bei Krakau, wo die Bima von zwei Pfeilern auf der Oſt—Weſt-Achſe umgeben iſt, werden beſeitigt; die Anſicht des Thora=ſchreines ſoll nämlich vom Pfeiler nicht verſperrt werden, die Bima muß unter die Wölbung kommen und nicht unter einen Gewölbegurt.

Dieſen Forderungen war der Baumeiſter der Re=naiſſance und der Barockzeit aber vollends gewachſen. Ihm mochte eine Anlage vorgeschwebt haben mit kräftig betontem Motiv des Heiligen Schreines, welches die Gleichförmigkeit der Oſtmauer durchbricht und in der Rundung einer Niſche, womöglich einer Abſis zum Ausdruck kommt. Er mochte über der Bima ſich eine mächtige Kuppel ausgemalt haben, eine Kuppel, die die Decke kühn durchbrach und hoch in den Himmel ragte.

Sollte das Wort der Thora denn nicht von „erhöhter Stelle“ widerhallen, ſollten nicht Lichtfluten durch die Gewölbefenſter in das Gotteshaus hinein=ſtrömen? Hieß es doch, daß die Synagoge „mehr Licht brauche als gewöhnliche Häuſer“, — und dieſes koſt=bare Licht raubten ſchon ohnehin die Frauenemporen.

Und die fromme Gemeinde hätte ſich um die Bima in der Runde oder in anmutigem Oval ſcharen ſollen, und die Gemeinde-Räume und die Beamtenwoh=nungen, und die rituellen Zwecken dienenden Baulich=keiten, das Lehrhaus, das Bad, die Oſterbrotbackſtube hätten losgelöſt werden ſollen vom Hauptgebäude, locker zuſammengehalten durch Wandelgänge.

So oder ähnlich geſtaltete ſich der Traum des Synagogenerbauers; doch nur in beſchränktem Maße konnte er ſeine monumentalen Abſichten verwirklichen.

Aber die Abſicht läßt ſich verfolgen.

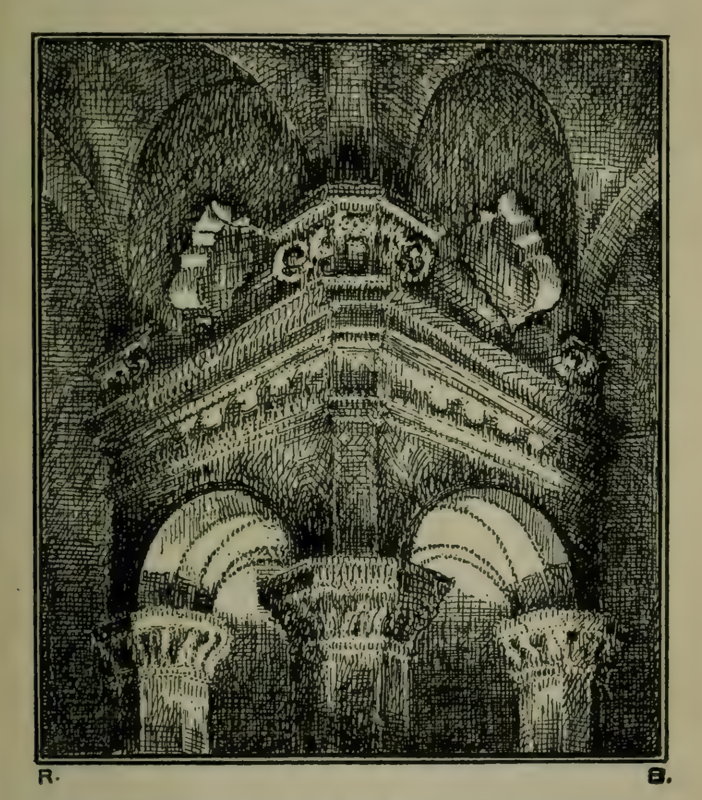


Abb. 7. Pfeilerviereck in der Synagoge von Przeworsk.

Da erſteht an Stelle der zwei Pfeiler ein Pfeilerviereck, die Bima kommt unter das mittlere Gewölbe, das auf dieſen Pfeilern ruht, und erhält freien Ausblick auf den Heiligen Schrein.

Die Wilnaer und all die feſtungsartigen Synagogen haben dieſe Anlage.

Und ſchließlich in Rzeſzow und in Przeworsk in Galizien (Abb. 7) vereinigen ſich die vier Pfeiler oberhalb der Bima zu einem baldachinartigen Maſſiv. Das Kuppelverbot läßt dieſes Motiv leider nicht voll ausklingen. Auch in den Holzſynagogen ſind die ſtufenweiſe aufgeſchichteten Dächer nur ein Notbehelf, denn ſie entſprechen keineswegs den anmutigen, den Betraum überſpannenden Scheingewölben, deren Fächer ſich über der Bima schließen. Und die Oſtmauer weitet und ſchwingt ſich nicht um den Thoraſchrein, aber der Heilige Schrein ſelber wird altarartig gegliedert und mit tieriſchen und pflanzlichen Ornamenten, Baluſtraden, Nachbildungen von Geſetzesrollen und Reichsadlern in reicher kunſtvoller Schnitzarbeit geſchmückt (Abb. 8).

Eine weitere Entwicklung war unter dem Druck der Verhältniſſe nicht möglich geweſen. Die moderne Synagogenbaukunſt hat die Anläufe, die vielfach ſo glücklichen Verſuche, die die Vergangenheit bietet, unberückſichtigt gelaſſen.

Aber das Intereſſe, das heute unſeren vernachläſſigten Baudenkmälern entgegengebracht wird, bürgt dafür, daß die zerriſſenen Fäden wieder geknüpft und verarbeitet werden. So wird unſere Geſchichte für uns, in uns lebendig werden.

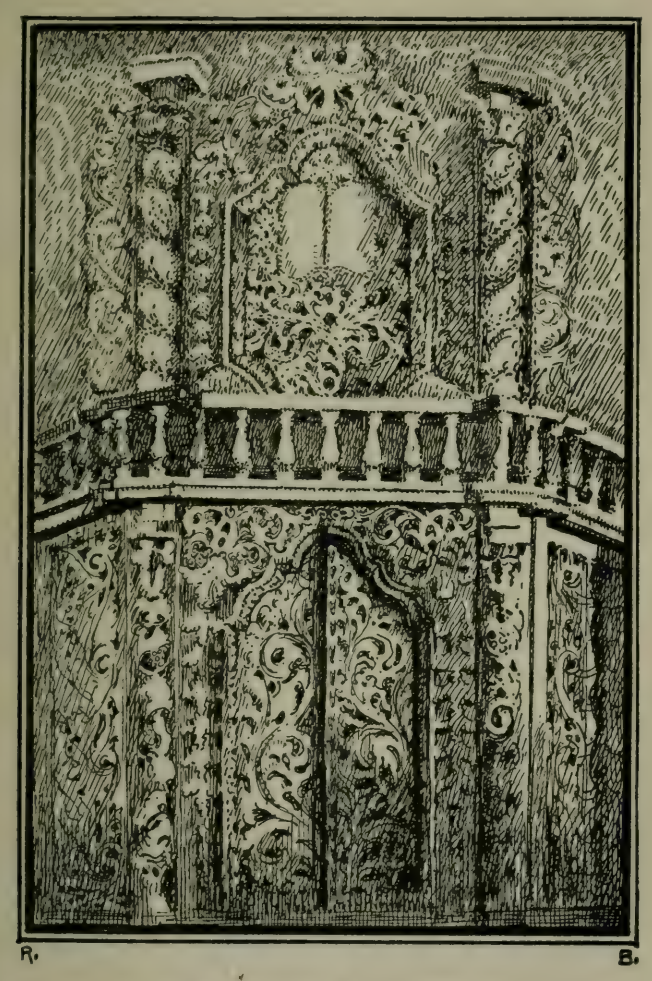


Abb. 8. Geschnitzter Thoraschrein in der Synagoge von Scharowka.

A. Pino-Karlinski

Eine verhängnisvolle Wallfahrt

Reb Schloime Plonski, ein ſiebzigjähriger Mann aus Warſchau, reiſte im Jahre 1819 nach Paläſtina, um das Heilige Land zu ſehen und an den heiligen Stätten zu beten. Nach längerem Aufenthalt fuhr er heim, und da er ſich unterwegs in Konſtantinopel aufhalten mußte, ſchrieb er Ende September 1821 an ſeinen Schwiegerſohn Joſef, einen Warſchauer Handelsmann, und kündigte ihm ſeine baldige Rückkehr an. U. a. hieß es in dem Brief: „Fern von Dir bete ich hier in Konſtantinopel zu Gott, daß Friede bei Dir ſein möge, mein gottgeliebter, gelehrter, ruhmreicher, mit Gütern begnadeter Eidam, des teuern Namens Josef, und bei Deiner Gattin, meiner Tochter, der tugendhaften und gottesfürchtigen Frau, des Namens Juta, und bei der ganzen Nachkommenſchaft, die ihrem Schoß entſprungen.“ Weiter beſchrieb er ſeine beſchwerliche Reiſe, und gab ſeiner Freude auf das baldige Wiederſehen mit den Worten Ausdruck: „Wer mit Tränen ſäet, wird mit Freude ernten.“ Anfang November desſelben Jahres teilte Reb Schloime bereits aus Odeſſa mit, ſeine Reiſe habe länger gedauert als gedacht, wodurch ihm das Geld ausgegangen ſei und er deshalb um Zuſendung von fünfzig Dukaten bitten müſſe. Auch dieſes Schreiben war in dem gleichen Stil der altjüdiſchen Briefkunſt verfaßt. Er titulierte ſeinen Schwiegerſohn mit „Herr und Fürſt“ und ſchloß ſeinen Brief mit dem Satz, daß die Nachrichten,

die er aus dem Heiligen Land mitbringe, die Hoffnung und die Freude in den Herzen der Gläubigen wiedererwecken würden, „das Reich des jüdischen Volkes ist nicht mehr fern, die Jugend Jerusalems und die übrigen Einwohner der Stadt werden Zion wieder aufbauen helfen“.

Diese beiden Briefe wurden von der russischen Polizei aufgefangen, und der Inhalt erschien der Behörde so verdächtig, daß die Briefe dem Statthalter Großfürsten Konstantin, dem Bruder des Kaisers Alexander I., vorgelegt wurden. Und nun begann eine echt russische Affäre.

Die Kopien der Übersetzung wurden mit einem eigenhändigen Schreiben des Statthalters an den Kaiser nach Petersburg geschickt. Der Großfürst berichtete folgendermaßen: „Aus dem Inhalt dieser Briefe geht hervor, daß sie von einer Person derselben (d. h. jüdischen) Nationalität geschrieben sind, die zusammen mit vier anderen Juden irgendeine Mission im Heiligen Lande auszuführen hat. Aus den Ausdrücken des zweiten Briefes, die unterstrichen sind, geht hervor, daß der Emissär seine Mission im Namen seiner Auftraggeber ausgeführt hat und daß er scheinbar die Hoffnung auf Wiedererrichtung Jerusalems und auf die Bildung eines jüdischen Reiches dort hege. Sobald der Jude, der Verfasser des Briefes, im polnischen Gebiet erscheint, werde ich ihn festnehmen lassen, zusammen mit seinen Papieren, welche vielleicht gewisse Anhaltspunkte in bezug auf seine Genossen enthalten, die von Odessa aus mit ihm verkehren.“ Bald konnte der Großfürst seine Absicht verwirklichen. — Der ahnungslose Schloime Plonski erschien am 27. Dezember 1821 in Warschau, wurde sofort verhaftet und

n geheimen nach dem Brühlſchen Palais gebracht, vo nur die allerwichtigſten Staatsverbrecher unter= ebracht wurden. Seine Papiere wurden natürlich eſchlagnahmt. Es waren nicht weniger als 61 ebräiſche und jüdiſche Briefe. Die Schriftſtücke wur= en ſofort ins Franzöſiſche überſetzt und das ganze Material an den Kaiſer nach Petersburg geſchickt. Dieſe Lektüre wird wohl für den Herrſcher aller Reußen wenig intereſſant geweſen ſein. Die bei Plonski vorgefundenen Briefe waren ihm von Jeru= ſalemer Einwohnern zur Beförderung an die Ange= hörigen in Rußland mitgegeben worden. Man ſchrieb darin, wie es einem ging, erkundigte ſich nach dem Wohlergehen der anderen, verabfolgte Maſel= ows, beklagte Todesfälle und ſprach immer die Sehnſucht und die Hoffnung auf das baldige Erſchei= nen des Moſchiach aus — kurz, man ſchrieb, was alte fromme, ſchlichte Juden zu ſchreiben pflegen, wenn ſie mit ihrem kümmerlichen Leben abgeſchloſſen haben und, einmal im Heiligen Lande, nur daran denken, in Gottesfurcht ſterben zu können.

Die Briefe enthielten aber auch Nachrichten über das Leben der Juden im Heiligen Lande. Man be= richtete, daß es durch große Geldopfer gelungen ſei, die Erlaubnis zum Bau einer Synagoge für den polniſchen Gottesdienſt zu erwirken, die Verhand= lungen habe man in Konſtantinopel führen müſſen, weil dem Bau der Synagoge noch ein Verbot aus dem XVIII. Jahrhundert entgegengeſtanden habe. Man ſprach im Namen der „Heiligen Stadt Jeruſalem, die bald wiederhergeſtellt werden möge“, und bat die Glaubensgenoſſen „ſtark und mutig zu ſein“ und „der Krone ihren alten Glanz wiederzugeben“. „Dies

ſind die Worte Eures Freundes, der Eurer Antwort harrt und um Euch in Jeruſalem betet, wo das Himmelstor iſt."

Dem Großfürſten und ſeinen Ratgebern war es klar, daß ſie hier Spuren einer weitverzweigten Verſchwörung vor ſich hatten, und ſie hielten den Schloime Plonski für eine der wichtigſten Perſönlichkeiten dieſer geheimen Organiſation.

„Es ſcheint keinem Zweifel zu unterliegen," heißt es in dem Bericht des Großfürſten, „daß dieſes Volk, deſſen Augen immer auf das Heilige Land gerichtet ſind, dem von ihm bewohnten Lande immer fremder und immer ungehorſamer wird, daß die Juden einen geheimen Plan der nationalen Wiedergeburt hegen. Sie behaupten, daß der Sultan ihnen erlaubt habe, ihre Synagogen wiederherzuſtellen . . . alſo haben die Juden aller Staaten, darunter auch die polniſchen, mit der türkiſchen Regierung ſelbſtändige Verhandlungen geführt, ohne die Vermittlung ihrer geſetzlichen Regierung anzurufen, unter deren Schutz ſie leben."

Natürlich wurde auch unſer Pilger ſelbſt verhört. Man legte ihm nicht weniger als 155 Fragen vor. Der Angeklagte wurde u. a. gefragt, zu welchem Zwecke er ſeine Reiſe unternommen habe; er antwortete: „Um zu beten." Auf die Frage: „Was habe er Bemerkenswertes unterwegs in Jeruſalem geſehen?" gab er zur Antwort: „Ich war vollkommen in mein Gebet zu Gott vertieft und habe andere Dinge wenig beachtet" und fügte hinzu, daß er die Abſicht habe, im Falle ſeiner Befreiung aus dem Gefängnis, wieder nach Jeruſalem zu fahren. Auf die Frage nach dem Zweck antwortete er: „Um dort zu ſterben!" Frage:

„Wann kann man die Ankunft des Messias erwarten?“ Antwort: „Die Zeit seiner Ankunft ist nicht bestimmt, er kann jeden Augenblick erscheinen.“ Frage: „Mit welchen Mitteln wollen die Juden das Eintreffen dieses Zeitpunktes beschleunigen?“ Antwort: „Durch Gebete.“

Der Statthalter mußte an den Kaiser berichten, daß die Vernehmung nicht den Schatten eines Schuldbeweises ergeben habe. Trotzdem wagte er nicht, den Plonski ohne ausdrückliche Ermächtigung des Kaisers zu befreien. Diese Ermächtigung ist überflüssig geworden: Plonski ist kurz nach der Vernehmung im Gefängnis gestorben.

Jakob Dieneſohn

Die Geſchichte vom Wilnaer Balhabeſſel

Erzählung eines Jeſchiwabachurs

Was wißt ihr, was meine Geburtsſtadt Wilna ſchon für große Männer hervorgebracht hat, begann der Wilnaer ſtolz und begeiſtert von ſeiner Geburtsſtadt zu erzählen. Wo findet man beiſpielsweiſe noch einen ſolchen Gaon wie unſeren Wilnaer. In welcher Stadt trifft man wohl einen Almoſenſammler wie Reb Simon Kaſton ſeligen Andenkens, mit ſeiner großen Almoſenbüchſe? Und wo gibt es ſoviel Gelehrsamkeit, Wohltätigkeit und Liebeswerke wie bei uns in Wilna? Und gar erſt unſere Vereine: die Chewrah Kadiſcha, der Verein der Krankenpfleger Bikkur-Chaulim; Gmilas-Chaſſodim, der Darlehensverein; der große Wohltätigkeitsverein Zdokah G'dauloh; Schomrim-Laboker, der Verein der Frühbeter; die Geſellſchaft zur Ausſtattung armer Bräute Hachnoſſas Kaloh; Hachnoſſas Orchim, für Wanderarme; der Schulverein Talmud-Thora; der Talmudverein, die Miſchnajoshörer, die Psalmenſager und die Chajej-Odom-Lerner! Glaubt ihr, ich könnte euch alle aufzählen? Keine Stadt in der Welt hat all das, was mein Wilna beſitzt. Nicht umſonſt nennt man es das litauiſche Jeruſalem; wie Jeruſalem eine Stadt der Gerechtigkeit war, eine treue Stadt, darin Gelehrte wohnten, alſo iſt auch jetzt unſer Wilna eine Stadt und Mutter in Iſrael. Sogar was Weiſe und Weltkundige betrifft, ſteht Wilna an der Spitze aller Städte; es hat Gelehrte, Schriftſteller und Dichter der

Welt geſchenkt. Ihr wißt vielleicht gar nichts von ihnen, weil ihr nichts leſt und nicht wißt, was ſich in der Welt begibt. So erfahret denn, daß all dieſe Weiſen „die Krone in ihrem Glanze wiederhergeſtellt haben"; ſie haben unſere verlaſſene, vergeſſene heilige Sprache wieder zu einer Sprache gemacht, zu einer „ſchönen Sprache", und wenn man ihre Bücher lieſt, muß man ſich die Finger vor Wonne lecken. Ach, würdet ihr ihre hebräiſchen Bücher leſen, die Augen würden ſich euch öffnen!

„Er begann mit dem Krug und ſchloß mit den Fäſſern!" unterbrach Heſchele den Erzähler. „Du be=gannſt vom Balhabeſſel zu erzählen und biſt zu deinen Größen von Wilna hinaufgeklettert. Wer weiß nicht, daß Wilna große Männer gehabt hat? Und was er=zählſt du da Neues? Erzähl' lieber der Reihe nach, wer der Balhabeſſel geweſen iſt? Wann lebte er? Was iſt aus ihm geworden? Und bring keine neben=ſächlichen Sachen hinein."

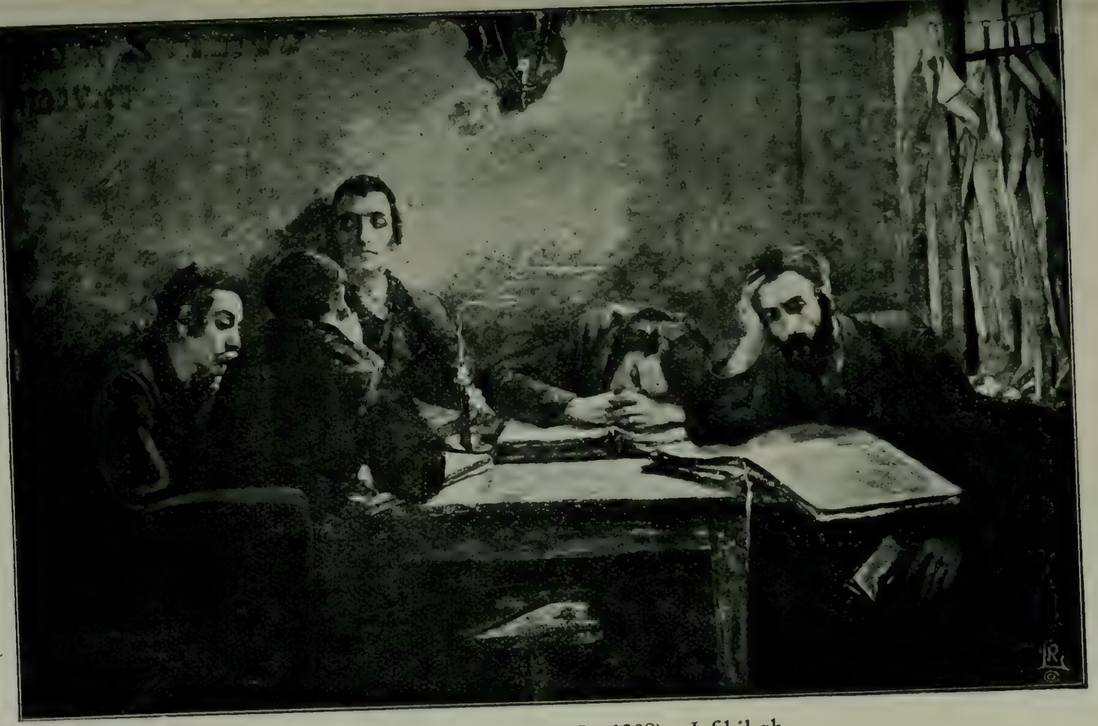
„Nun iſt mir in meinem Wilna erzählt worden, daß der Balhabeſſel ſchon berühmt geweſen, als er noch ein Kind war. Man ſah, daß da etwas Außer=gewöhnliches heranwachſe. Von ſeinem Geſang iſt ſchon gar nicht zu reden, denn das iſt doch eine be=kannte Sache, daß er nach ſeinem Tode keinen ſeines=gleichen in Iſrael hinterlaſſen hat; und auch ſein Geigenſpiel, darüber iſt gar kein Zweifel möglich, hatte man ſeit des Königs David Zeiten nicht wieder in ſolcher Vollkommenheit vernommen. Man pflegte demnach von ihm zu ſagen, daß er die „Leier Davids" beſitze. Mir haben alte Leute, die noch ſeiner ge=denken, geſchworen, daß ſie Worte vernommen hätten, die ſeine Geige förmlich ſprach, während er ſpielte;

und noch bis zum heutigen Tage sagt man, daß die Geige des Balhabessel nicht gespielt. sondern gesprochen, und jeder sei zu Tränen gebracht, der ihn nur spielen hörte; solch ein Gefühl vermochte er in die Saiten hineinzulegen. Außerdem war er von einzigartiger Schönheit, konnte auch gut lernen und war fromm, wie man es zu jener Zeit eben zu sein pflegte. Es versteht sich, daß er ein vielbegehrter Jüngling war, und so ward er mit der einzigen Tochter eines sehr reichen Mannes verlobt, während er noch ein Kind war. Zu seiner Barmizwah fand auch schon seine Hochzeit statt, und sofort danach ward er zum Stadtkantor in der großen Wilnaer Schul gewählt. Ihr müßt wissen, welch eine Ehre das ist; in der großen Wilnaer Schul ist stets nur ein bejahrter, gelehrter Mann Kantor gewesen, und trotzdem hatte man ihn gewählt; dies allein beweist schon, wie herrlich sein Gesang gewesen sein muß. Man nannte ihn Balhabessel, damit man nicht sagen solle, der Wilner Stadtkantor sei ein Knabe, ein Jüngelchen — Balhabessel heißt bei uns ein Verheirateter. An Jahren und Wuchs aber war er noch ein Kind, und hat vor dem Vorbetpult auf einem Bänkchen stehen müssen. Seine jüdischen Weisen, seine jüdische Wehmut hätten selbst ein Herz von Stein erweicht und zu Tränen aufgelöst. Die Welt hallte wider von seinem Ruhm, so daß man von aller Herren Länder herbeikam, um ihn zu hören. Von den größten jüdischen Gemeinden sandte man Boten zu ihm, er möge doch einmal wenigstens dort vorbeten. Allein Wilna ließ ihn nicht ziehen, man konnte einfach ohne ihn nicht leben. Bis es eines Tages den bösen Geistern einfiel, irgendeinen sehr reichen und mächtigen Mann aus der großen Stadt

Warſchau herbeizuführen, und dieſer ſetzte es bei der Wilnaer Gemeinde durch, daß man es dem Balhabeſſel geſtattete, nach Warſchau zu fahren, um einmal dort vorzubeten, doch ſollte er dann ſofort zurückkehren. Und nun hat er dort vorgebetet! Warſchau ſtand einfach auf dem Kopfe! Fürſten, Grafen und Gräfinnen kamen in die Synagoge, ihn zu hören. Dies aber ward ſein Unglück . . . Von der allzuvielen Ehre, die ſie ihm erwieſen, vergaß er, wer und was er war, und dachte nicht daran, daß ihm eine große Verſuchung bevorſtehe . . . Er ließ ſich bereden, ein Konzert im großen Warſchauer Theater zu geben. Ein ſolches Konzert hat man wahrſcheinlich noch niemals erlebt.

Ein junges Fräulein, die Tochter eines mächtigen Grafen, die ſelbſt ſchön ſingen konnte und von ſeltener Schönheit war, verliebte ſich beim Konzert in ihn ſo ſehr, daß alle Ärzte ihr das Leben abſprachen, falls ſie ihn nicht heiraten würde. Es verſteht ſich, daß man ſich Geld und Mühe genug koſten ließ, bis man es bei ihm durchſetzte, daß er ſtändiger Gaſt in dieſem Palaſte ward. Er wußte von nichts und hat, Gott bewahre, an nichts Böſes gedacht, ſondern einfach geglaubt, ſie wolle ihn ſingen und ſpielen hören. War ſie doch eine Kennerin und pflegte auch ſelber zu ſingen — warum auch nicht! und ſo wollte er denn auch ſie ſingen hören.

„Die Stimme einer Frau iſt Unzucht,“ ſagt aber ſchon der Talmud, — und dies ward ihm zur Falle . . . Eines Tages, als er gerade ein wundervolles Lied vor ihr geſungen hatte und von der inneren Erregung müde und erhitzt war, ging er in ein anderes Zimmer, um dort auszuruhen. Das Fräulein aber hatte nur



Samuel Hirszenberg (1865–1908): Jeschibah.
Gemälde.

auf solch einen Augenblick gewartet und ging ihm nach, nahm ein kostbares seidenes Tuch heraus, das, wie man sagt, verhext war, und wischte ihm den Schweiß von der Stirne; hierauf kühlte sie ihn mit ihrem kostbaren goldenen Fächer, der auch einen Zauber in sich barg und übertrug diesen Zauber auf ihn immer stärker und stärker, bis er sich und die Welt vergaß.

Von jenem Tage an, erzählt man, sei er in eine tiefe Melancholie verfallen, sang nicht mehr, aß kaum noch und war schweigsam und stumm. Niemand wußte, was mit ihm geschehen sei. Er hatte keinen, vor dem er sein Herz öffnen, dem er hätte erzählen können, wie er sich sehne, wie ihn die Liebe zu ihr verzehre. Wohl besaß er noch Kraft genug, dem bösen Trieb nicht nachzugeben; aber aus Warschau fliehen ließ ihn der Zauber nicht, und er verschob seine Heimreise von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, bis seine Frau und der Wilnaer Gemeindevorstand ihn nicht mehr erwarten konnten und eilig nach Warschau kamen.

Wie groß ihr Schreck und Schmerz war, als sie ihren Liebling so traurig, so finster antrafen, kann man sich vorstellen.

„Was ist dir, meine Krone, mein Leben?“ fiel ihm seine Frau mit bitteren Tränen um den Hals. „Was fehlt Euch, teurer Kantor?“ fragten die Gemeindehäupter Wilnas, rangen die Hände und vergossen Tränen, auf sein bleiches Antlitz blickend. Allein er läßt keine Worte vernehmen. Er schaut auf seine Frau voll Mitleid; das Herz blutet ihm bei deren Weinen, er weiß, wie treu sie ihm ist, daß sie freudig ihr Leben für ihn hingeben würde; aber wie

könnte er ihr helfen, da sein Herz sich plötzlich von ihr abgewandt hat und durch einen mächtigen Zauber jenem Mädchen verbunden ward, nach dem er vor Liebe und Sehnsucht vergeht!

Er schaut auf die Tränen der Wilnaer Gemeindehäupter, die ihn stets wie auf Händen getragen, die ihm soviel Ehre erwiesen und ihm alles Beste im Überfluß gegeben hatten; aber die Wunden in seinem Herzen kann er ihnen ja nicht zeigen, und seine Schmerzen werden größer und größer . . . Er bittet Gott um einen schnellen Tod; die Welt wird ihm zum Abscheu; sein Leben hängt nur an jenem Mädchen, und es je zu gewinnen, kann er ja nicht hoffen.

Man rief die größten Ärzte und Professoren herbei; sie vermochten aber seine Krankheit nicht zu erkennen, sie sagten nur, er habe zuviel Gefühl, daran sein Herz berste.

Niemand, nur er allein, wußte, was ihm fehlte. Er sah seine Rettung so nah vor sich, aber die Hand auszustrecken und — sie zu ergreifen, vermochte er nicht. — Sollte er seiner Frau den Scheidebrief geben? Aus welchem Grunde? . . . Was könnte er ihr vorwerfen? Wie würde sie es überleben? Wie könnte er so grausam sein? . . . Und wenn er schon grausam genug wäre, es zu tun, was wäre der Erfolg? Das Mädchen war ja keine Jüdin . . . . . Sollte er seinem Glauben untreu werden? Wie furchtbar, es auszusprechen oder auch nur daran zu denken! Er besaß ja ein jüdisches Herz, ein wahrhaft jüdisches Herz. Das empfand doch jeder, der seine jüdische Wehmut, seine süßen, traurigen Weisen vernahm. Nein, er hatte keine Wahl mehr, als sein Weh im Herzen zu tragen, still zu leiden, sich zu sehnen, sich

wie eine Lichtkerze langsam zu verzehren, und den Tod zu erwarten, der ihn von solch qualvollem Dasein erlösen würde .... Und so kam es auch. Man brachte ihn nach Wilna zurück, vor dem Betpulte aber konnte und wollte er nicht mehr stehen. Er sprach mit keinem, seine Geige hängte er an die Wand, wie vorzeiten die Leviten an die Weiden der Ströme Babels. „Wie vermöchten wir das Lied Gottes zu singen!“ wie sollte er noch ein jüdisches Lied singen, und sein Herz hing an einer jungen Gräfin, die ihn verzaubert hatte. Nur noch hin und wieder ergriff ihn noch der Geist des Liedes, und zuweilen auf und ab gehend, zu Hause oder in seinem Beth-Hamidrasch an einem gewöhnlichen Montag etwa beim langen „Wehu-rachum“-Gebet in seinen Gebetmantel eingehüllt, verträumt und das Gesicht wie Kalk so bleich, pflegte er plötzlich leise ein Lied vor sich hin zu singen, daß die Steine vor Weh vergehen konnten. — Und im Lied konnte man deutlich wahrnehmen, wie seine reine Seele Gott anflehte, er möge sie schon vom leidenden, verzauberten Körper erlösen. Ach, warum, mochte er wohl dann seufzen. Und wie groß mußten seiner Seele Qualen sein.

Man bereitete ihm Bäder aus kostbaren Weinen und kühlem Wasser; aber alles vergebens. Einmal, in einem Bade sitzend, begann er plötzlich die „Slichoh“ von den „Krankheiten der Kinder“ zu singen: „Stärke uns, Herr, um der Gerechtigkeit jenes willen, der aus dem Wasser gezogen ward!“

Alle, die dabei standen, zerflossen vor Tränen; man sah es ordentlich, wie sein ganzes Herz sich in diesen Gesang ergoß. Seine Augen wurden plötzlich hell, sein Gesicht begann wieder zu leuchten wie einst;

der Zauber war gelöst; aber der Körper besaß keine Kraft mehr zum Leben, und sofort, nachdem man ihn aus dem Bade herausgehoben hatte, sagte er den „Widui“, nahm Abschied von allen Freunden, bat seine Frau um Vergebung und starb still wie ein Heiliger . . . Jung leider ist er gestorben, nach langer, schwerer Not und Qual, deren Tiefe niemand auch nur hat ahnen können.

S. J. Agnon

Zwei Erzählungen

Die Wunder des Synagogendieners

ſein Käppchen, ſein Gebetmantel und noch etwas anderes.
Wie durch ſie Hilfe kam und wie der Wächter Iſraels nicht ſchlummert und nicht ſchläft.
Das alles iſt in dieſer Geſchichte enthalten.

Einmal, am Ausgange des heiligen Sabbat, nach der Hawdala, legte der Diener des alten Lehrhauſes den Gebetmantel zuſammen, um ihn für den kommenden Sabbat zu verwahren. Als er dieſes tat, fiel ihm der Gebetmantel aus der Hand. Er bückte ſich, um ihn von der Erde aufzuheben. Und ſiehe, es fiel ſein Käppchen von ſeinem Kopf. Er bückte ſich wieder, um das Käppchen aufzuheben, da glitt wiederum der Gebetmantel aus ſeiner Hand. Und als er den Gebetmantel aufhob, da fiel abermals das Käppchen herab. So geſchah es einige Male.

Das kam dem Diener unheimlich vor, und er dachte: das muß doch etwas bedeuten.

Und er ſah, daß er allein war und niemand mit ihm im Gotteshauſe. Da fürchtete er ſich.

Er ließ den Mantel liegen und ging ins Freie.

Und er ging und ging, bis er an der Kirche vorbei kam. Als er an der Kirche vorbeiging, merkte er Licht in der Kirche. Da wunderte er ſich gar ſehr, daß um dieſe Zeit Licht in der Kirche war.

Und er dachte bei ſich: die beten doch kein Mitternachtsgebet. Der Königin Sabbat zu Ehren

feiern ſie doch kein Abſchiedsmahl. Warum alſo brennt das Licht?

Der Diener ſtaunte, aber er ſagte ſich: Was ſchert mich die Kirche und das Licht in ihr. Wenn dort Licht iſt, mag es brennen, bis es erliſcht. Habe ich denn keine anderen Sorgen, daß ich mich noch darum kümmere?

Und er wollte ſchon nach Hauſe gehen.

Meine Alte, dachte er, wartet ungeduldig darauf, die Hawdala zu hören und die Wochenarbeit zu beginnen. Die Kinder ſind hungrig, müſſen eſſen, ſich zeitig ſchlafen legen, um früh am Morgen in den Cheder zu gehen. Und ich ſtehe da mitten auf der Straße und kümmere mich um nichtige Sachen, als ob ich meine jüngſte Tochter ſchon verſorgt hätte.

Und er wandte ſich heimwärts.

Als er ſo ging, kam er an dem Büttel vorbei. Da lüftete er den Hut, verbeugte ſich und ſprach zu ihm:

„Habt Ihr, Herr, beobachtet, daß in der Kirche dort Licht brennt?"

Der Büttel aber ſagte zu ihm:

„Hol dich der Teufel, krätziger Jud', was geht dich unſere Kirche an? Fahr' in die Hölle und ſag', daß ich dich geſchickt habe."

Und er gab ihm einen Fußtritt und ging ſeines Weges.

Der Synagogendiener erſchrak. Und um ſich ein wenig zu beruhigen und nicht — Gott bewahre — ſchon am Anfang der Woche in Traurigkeit zu verfallen, begann er für ſich zu ſingen. Er ging und ſang das Lied des Sabbatausgangs:

Der das Heilige vom Gemeinen ſchied,
Verzeihe unſere Sünden uns
Gebe Kinder uns und Reichtum in Menge,
Gleich dem Sande und den Sternen der Nacht.



Joſeph Budko: Plonsk in Ruſſiſch-Polen. Radierung.

Und der Büttel machte ſich auf den Weg zur Schenke, um ſeinen Ärger mit einem Schnäpschen zu verſcheuchen. Denn es verdroß ihn, daß ihn der Jude aus dem Schlaf geweckt während er ſeine Nachtwache hatte.

Der Synagogendiener ging nach Hauſe, und der Büttel wandte ſich zur Schenke. Und gebe Gott, daß niemals geſchehe, was hätte geſchehen können. Wäre der Herr nicht mit uns, wenn die Menſchen wider uns aufſtehen, ſo verſchlängen ſie uns lebendig, wenn ihr Zorn über uns ergrimmt.

Der Synagogendiener ging alſo nach Hauſe, und der Büttel wandte ſich zur Schenke. Ein Herr war aber gerade an ihnen vorbeigegangen und hatte ihr Geſpräch gehört. Er richtete ſeinen Blick auf die Kirche und wunderte ſich ebenfalls, daß dort in der Kirche noch Licht brannte.

Da rief er dem Büttel nach:

„Warum iſt Licht in der Kirche?"

Der Büttel antwortete:

„Ich weiß es nicht, Herr, ich bin ebenfalls erſtaunt darüber, daß zu einer ſolchen Stunde noch Licht brennt. Beinahe wäre ich hingegangen, um nachzuſchauen, warum Licht in der Kirche iſt. Da kam dieſer verfluchte Jude und hat mich davon abgehalten."

Darauf befahl der Herr dem Büttel, mit ihm zu gehen und ſagte:

„Wir wollen hineingehen und nachſehen, warum das Licht brennt!"

Und ſo gingen die beiden miteinander.

Und es ſagte der Herr zum Büttel:

„Wir wollen zum Kirchendiener gehen und ihn fragen."

Sie kamen ins Zimmer des Kirchendieners, und er war nicht da. Sie kamen in den Hof und fanden ihn nicht.

Sie kamen bis zur Kirche, und der Büttel ſagte zum Herrn:

„Seht doch durchs Schlüſſelloch, Herr."

Und er ſagte:

„Siehe da, ein Jude, ein Dieb in der Kirche!"

Und ſie ſchrien laut und blieben ſtehen, um die Türe zu bewachen.

Und viele Leute liefen zuſammen, als ſie das Geſchrei hörten, und ſie öffneten das Haus gewaltſam und gingen hinein.

Sie traten ins Innere und fanden den Opferſtock erbrochen, und von allen ſilbernen und goldenen Geräten war nichts mehr in der Kirche vorhanden. Der Dieb hatte alles geſtohlen.

Und der Jude, den ſie zuerſt durch das Schlüſſelloch erblickt hatten, ſtand noch an ſeinem Ort, auf ſeinem Kopfe ein Käppchen und ganz in den Gebetmantel eingehüllt. Er rührt ſich nicht und gibt keinen Laut von ſich. Er rührt ſich nicht, nur ein mitleidvolles Lächeln ſchwebt auf ſeinen Lippen.

Sie ſahen den Juden, und die Erbitterten unter ihnen umzüngelten ihn und fielen über ihn her grimmig und voll Zorn und wollten ihm den Garaus machen.

Und ſie legten Hand an ihn.

Aber alle Hiebe vermochten ihm nichts anzuhaben. Wer ihn anrührte, tat es nicht ungeſtraft. Wer ihn anrührte, zog ſeine Hand zurück, blutig und wund.

Der Jude aber ſteht und ſteht und rührt ſich nicht, ganz eingehüllt in ſeinen Gebetmantel und das Käppchen auf dem Kopfe. Er regt ſich nicht auf und

ſucht keinen Schutz. Er hat einen Mund, aber er ſchreit nicht, hat einen Körper und fühlt nichts, als ob er aus Stein wäre, ein Werk von Menſchenhand, nur ein erbarmungsvolles Lächeln ſchwebt auf ſeinen Lippen.

Sie ſchlugen ihn, und der Gebetmantel wurde ihm vom Leib geriſſen und von ſeinem Haupte fiel auch die Mütze herab.

Und ſiehe und es wurde ihnen gar wunderlich zumute: der, den ſie ſchlugen, war kein Menſch, ſondern das Bildwerk ihres Erlöſers. Da brannte ihr Zorn wie Feuer, und Grimm loderte in ihnen. Denn eine verruchte Tat hatte ein Jude an den Chriſten begangen. Er hatte den Opferſtock erbrochen, die heiligen Geräte aus Gold und Silber geraubt und ihrem Erlöſer Schmach angetan.

Als ſie aber die Schandtat ſahen, die man dem Bildwerk ihres Erlöſers angetan hatte, da wollten ſie an alle Juden der Stadt Hand anlegen, denn eine verruchte Tat hatte ein Jude an den Chriſten begangen. Er hatte den Opferſtock erbrochen, die heiligen Geräte aus Gold und Silber geraubt und ihrem Erlöſer Schmach angetan. Aber zum Teufel, in der ganzen Gaſſe gibt es kein Haus, worin ſich ein Jude befindet, denn ſie wohnen jenſeits des Fluſſes. Zum Teufel, überall wo dein Fuß hintritt, iſt es voll von Juden, wie ein Sumpf voll böſer Geiſter, und wenn dich das Pack ſchon ſo weit gebracht hat, daß du ſie deine Fauſt ſpüren laſſen willſt, ſo verſtecken ſie die böſen Geiſter in die tiefſte Hölle oder wer weiß wohin.

So ſprach die Gemeinde, die in der Kirche verſammelt war, und es brannte ihr Zorn wie Feuer, und Grimm loderte in ihnen.

Die Gelassenen unter ihnen aber sprachen:

„Der Jude, der das begangen hat, hält sich sicherlich noch in der Kirche mit den Geräten versteckt. Das Haus war doch verschlossen, als wir hereinkamen, und er konnte nicht ins Freie gelangen und sich bei seinen Brüdern verbergen. Wohlan, laßt uns alle Winkel absuchen, wir werden ihn schon finden."

Und die Leute suchten im ganzen Hause, um den Mann zu finden. Und sie suchten im ganzen Hause und in allen Winkeln und fanden ihn nicht. Und sie suchten hinter der Kanzel, aber niemand war da. Und sie suchten in der Kanzel, und sie fanden ihn nicht.

Sie kamen in eine Nische, und sie fanden den Kirchendiener in der Nische verborgen. Der Kirchendiener war in der Nische verborgen, und die Nische war voll Silber- und Goldgerät, allen Dienstgeräts der Kirche. Der Diener zitterte am ganzen Körper und seine Zähne klapperten. Mit seinen zitternden Gliedern verbarg er, was er gestohlen hatte, Silber- und Goldgerät, alle Dienstgeräte der Kirche. Aber es ist leichter, einen Floh in einem Sack zu hüten, als eine gestohlene Sache, wenn der Diebstahl entdeckt ist.

Da schleppten sie ihn heraus und schlugen ihn halbtot. Sie ließen ihn in dieser Welt etwas von jener Welt kosten.

Sie warfen ihn in den Kerker, und der Kerkermeister kam, um ihm seine Prügelstrafe zu verabfolgen, wie es in jener Zeit üblich war. — Denn er hatte gestohlen und ihrem Erlöser Schmach angetan. Und nachdem er ein ordentliches Teil Schläge erhalten hatte, legte er seine Hand auf eine gewisse Stelle und

tat den Mund auf, um ſeine Sünde zu geſtehen, daß er geſtohlen hatte, und wie er dazu gekommen war, das Käppchen auf das Haupt ihres Erlöſers zu ſetzen und ihn in einen Gebetmantel einzuhüllen, damit die Chriſten ſagen, daß die Juden dieſes Verbrechen be= gangen hätten und es nicht bekannt würde, daß er die Schandtat vollbracht hatte.

Aber wer braucht ſein Geſtändnis und wer ſeine Zeugenſchaft? Geſchlagen wurde er, die Geräte wur= den an ihre Stelle gebracht, das Opfergeld aufbe= wahrt, alle wußten, wer den Diebſtahl begangen, und daß kein Jude den Frevel verübt hatte. Was ſollte man weiter tun? Die Nacht war faſt vorüber, die dritte Nachtwache war ſchon genaht, ein Hahn, der nicht wie ſeine Brüder zur Sabbatmahlzeit geſchlachtet worden war, krähte, die Glocke läutete den Sonntag ein, und kein Körper war müde und kein Auge ſchläfrig. Sowieſo iſt doch morgen Sonntag, ſowieſo wird man doch morgen ins Wirtshaus gehen. Und dann iſt es ſchon nicht gleich, ob heute oder morgen, ob jetzt oder morgen? Wer zuerſt kommt, trinkt zuerſt. Und ſie gingen alle zuſammen ins Wirtshaus, und ſie tranken bis zum Morgen. Und ſie ſangen wohlgemut, daß die Erde von dem Lärm erbebte.

Und als es Morgen wurde und die Juden zum Morgengebet aufſtanden, da erfuhren ſie alles, was geſchehen war, — daß Hilfe gekommen war, denn ſiehe, der Wächter Iſraels ſchläft und ſchlummert nicht, und durch die Gnade Gottes waren ſie diesmal von einem falſchen Verdacht gerettet, als ſie noch in ihren Betten lagen. Und ſie beteten in ihrer großen Freude.

Und es ſtand auch der Wirt auf, um zu beten.

Und er ſah, daß ſein Gebetmantel nicht da war. Denn ein Dieb hatte ihn genommen, und er war nicht mehr. Er ſuchte im ganzen Hauſe und fand ihn nicht. Das ſchien ihm ſonderbar, und er meinte:

„Wer hat meinen Gebetmantel geſtohlen? Ein Jude? Jeder Jude hat doch ſeinen Gebetmantel! Wozu braucht er meinen Gebetmantel? Soll ich ſagen: ein Chriſt hat meinen Gebetmantel geſtohlen? Ein Chriſt? Wozu braucht er einen Gebetmantel? Alſo muß es doch ſo ſein: ein Jude hat meinen Gebetmantel geſtohlen. Wo iſt aber ſein Gebetmantel? Wo iſt, antworte ich, mein Gebetmantel?

Da lachte ihn der Kirchenvorſteher aus und ſagte:

‚Moſchko, Moſchko,! Einem Ochſen zieht man nicht zwei Felle ab, und ein Jude hat nicht zwei Gebetmäntel. Hätte Jaſchko, der Kirchendiener, nicht. deinen Gebetmantel geſtohlen, ſo wären wir nicht ſo früh zu dir gekommen.“

Der Wirt verſtand, was ihm der Kirchenvorſteher ſagte, aber was half ihm das Verſtehen, wenn der Gebetmantel nicht da war. Nun war er bekümmert, daß er keinen Gebetmantel hatte, um zu beten. Wie er ſich ſo bekümmerte, kamen viele Juden, die ſich aus vollem Herzen über die große Rettung freuten, die Gott ihnen hatte zuteil werden laſſen und ein Gläschen Branntwein auf das Wohl ganz Iſraels leeren wollten. Da nahm er ſich den Gebetmantel eines ſeiner Gäſte, leierte das Gebet herunter und ſaß mit ihnen gar lange beim Gläschen Branntwein, der Gott und Menſchen erfreut, und ſeufzte mit ihnen über den bitteren Golus, der immer länger wird und war nicht karg mit guten und frommen Wünſchen, daß Gott ihnen recht bald den wahren Erlöſer ſchicken

möge. Und hier und da ſtanden einige Unbeſchnittene auf, die ſich noch einigermaßen auf den Füßen halten konnten und miſchten ſich in die Geſellſchaft der Herz=frohen und Fröhlichen, die ſich über die Hilfe, die Gott an Iſrael getan, freuten. Und der Büttel, ein großer Säufer vor dem Herrn, der auch Jüdiſch ſprechen konnte, hielt ſeinen Helm vor den reinen Tiſch, an dem die Juden ſaßen, damit man ihn bis zum Rande mit Branntwein fülle, denn der verfluchte Jude, der Wirt, ſchenkt immer ſchlechter ein; kaum haſt du deine Lippen angeſetzt, um zu trinken, iſt ſchon das Glas leer, kein Tropfen darinnen.

Aber es war keiner unter den Juden, der den Spott und die Flüche des Büttels als Beſchimpfung empfunden hätte, denn ſchließlich iſt er doch ein guter Kerl und für einen Schluck Branntwein und einen Fiſchſchwanz wird er dir nichts ſagen, ſelbſt wenn du das ganze Spülwaſſer mitten auf die Straße gießeſt, was gewiß gegen die Geſetze des Kaiſers und gegen die Verordnungen der Regierung verſtößt. Fürchtete er nicht ſein verfluchtes Weib, ſo würde er ſogar den Miſtaufen umarmen, wenn, was zweimal am Tag ge=ſchieht, er betrunken iſt. Und auch der Synagogen=diener zitterte vor dem Büttel nicht mehr und machte auch keine Miene, die Mütze vor ihm abzunehmen, und auch ſein Gebetmantel fiel nicht aus ſeiner Hand, als er etwas angeheitert nach Hauſe ſchwankte.

Und das Käppchen fiel lange nicht mehr vom Haupte des Synagogendieners, und auch der Gebet=mantel glitt nicht aus ſeiner Hand. Der Wirt aber kaufte ſich einen neuen Gebetmantel anſtatt des ge=ſtohlenen. — Der war mit Silber beſtickt. Auch ein neues Käppchen kaufte er ſich, denn, unter uns ge=

ſagt, das geſtohlene Käppchen, das er von Mutters Leibe an Tag und Nacht getragen, hatte keinen Kreuzer mehr Wert. Und als man es auf den Miſthaufen warf, da hatten die Schweine, die von allen vier Enden der Stadt gekommen waren, nicht lange an ihrem Fett zu ſchnuppern.

Kurzum:

Der gute Wirt ſchenkt fleißig ein,
Zum neuen Käppchen hat er Samt;
Der Büttel trinkt vergnügt den Wein,
Vergißt dabei Weib, Dienſt und Amt.
Die Niedertracht ſoll untergehn,
Doch Iſrael neu auferſtehn.

Das Licht der Thora.

Die Nacht iſt nur zum Lernen geſchaffen.
Talmud.

Koroluwka iſt ein kleines Städtchen, faſt ſo klein wie die Handfläche eines Mannes, und ſeiner Einwohner ſind gar wenige. Sie alle hauſen gedrängt und beengt in kleinen Stuben ihrer niedrigen Lehmhäuschen, die weit davon entfernt ſind, die Füße der göttlichen Glorie zu berühren. Und würde man nicht die Stimmen der jungen Zöglinge hören, die in den Bethäuſern und Lehrhallen zwitſchern und die Seufzer der tugendhaften Frauen Iſraels über die Sorge des täglichen Brotes und die drückenden Abgaben und Steuern, ſo würde es niemanden einfallen, hier menſchliche Behauſungen zu vermuten.

Aber ein Haus gibt es in Koroluwka, ein geräumiges Haus, mit einem Giebelzimmer. Dieſes Haus gehört dem Rabbi Aſcher-Baruch, dem Reichſten der Stadt.

In Rabbi Aſcher-Baruchs Hauſe iſt Reichtum, und in ſeinem Herzen die Thora. Er iſt ein großer Schriftgelehrter und an Vermögen reich. Wiſſen und Reichtum beiſammen. Darum iſt auchſein Haus ſo geräumig, und höher als alle Häuſer der Stadt, obwohl der Beſitzer des Hauſes ſelbſt gebückt einhergeht, gebückt unter dem Joch der Thora.

Und das iſt die Einrichtung des Hauſes:

Unten der Laden, die Winterſtube und die Küche. Und oben, d. h. im Giebelzimmer, ſitzt Rabbi Aſcher-Baruch bei Studium und frommer Übung, und über die Thora ſinnt er Tag und Nacht. Indeſſen arbeitet

ſein tugendſames Weib voll Eifer mit ihren Händen, kauft und verkauft, treibt Handel und Wandel, ernährt ihre Kinder in Ehren und erzieht ſie zu Lehre und Ehe und guten Taten. Und zwiſchen einem Käufer und dem anderen beaufſichtigt ſie die Dienſtmagd im Hauſe. Und Rabbi Aſcher-Baruch ſitzt in ſeinem Giebelzimmer bei Studium und frommer Übung; den Torheiten der Zeit huldigt er nicht, um die Geſchäfte kümmert er ſich nicht — wie es in jenen Tagen in Iſrael Sitte war.

Nacht für Nacht ſitzt er beim Licht der Kerze, die ganze Nacht ſitzt er und lernt. Und die Kerze ſteckt nicht in einem Silberleuchter, nicht in einem Leuchter aus Blei, auch nicht in einem Lehmtopf, ſondern zwiſchen ſeinen Fingern. Die Thora ſchwächt den Menſchen, und der Schlaf befällt den vom Lernen Müden. Da erwacht er und rafft ſich auf von neuem ſeinem Schöpfer zu dienen.

Koroluwka iſt eine Grenzſtadt und wie gewöhnlich finden ſich in ihr viele Schmuggler, die Ochſen von einem Land ins andere ſchmuggeln: vom Ausland ins Land des Kaiſers, Gott erhalte ihn. Und in der Nacht, wenn das Leben auf dem Markt zur Ruhe gekommen iſt, und keine Menſchenſeele mehr auf dem Markt geſehen wird, Darum ſteht zu fürchten, daß er einſchlafe. Rabbi Aſcher-Baruch kommt aber der Gefahr zuvor und nimmt ſeine Kerze zwiſchen die Finger. Iſt er auch eingenickt, iſt er auch eingeſchlafen — die Kerze brennt herab, ſchickt ihr Flämmchen auf ſeine Finger: kommen die Schmuggler heraus, überſchreiten die Grenze und kehren mit ihren Ochſen zurück und verrichten ihre Geſchäfte im Finſtern, damit ſie nicht die Zollwächter und ihre Angeſtellten und die Grenzhüter

und ihre Büttel entdecken. Und nur die Kerze von Rabbi Ascher-Baruch, die flackert und durch das Fenster seines Hauses schimmert, dient ihren Augen, den Weg zur Stadt zurückzufinden.

So bringt er die Nacht zu, und das ist ihre nächtliche Beschäftigung.

So ging es viele Jahre hindurch:

Ist es dunkel, geht Rabbi Ascher-Baruch ins Gotteshaus zum Minchah- und Mariwgebet. Hat er sein Gebet beendet, geht er nach Hause, ißt einen Bissen, trinkt einen Schluck, um die hundert vorgeschriebenen Segenssprüche voll zu machen und sich für die Thora zu stärken, und sein Weib bringt ihm in seine Kammer einen Topf voll Kerzen, um ihm die Nacht zu erhellen für das Studium der Lehre Gottes, gelobt sei er. Und in der gleichen Stunde gehen die Schmuggler und teilen sich in Gruppen und Abteilungen. Die einen gehen zu den Grenzwächtern und leeren mit ihnen ein Gläschen, um sie in den Schlaf zu trinken, und die anderen gehen nach Hause und umwickeln ihre Füße mit Stroh und Lumpen und streichen ihr Brot mit Knoblauch, um sich die Eingeweide zu erwärmen und gehen an die Arbeit.

So ging es viele Jahre hindurch.

Rabbi Ascher-Baruch altert, seine Thora aber verläßt er nicht. Wie seine Kraft einstens war, also ist sie auch jetzt. Die Nacht ist nur zum Lernen geschaffen. Eigentlich ist doch eine kleine Änderung eingetreten. Seine Frau hat begonnen, ausschließlich dünne Kerzen auszusuchen. Denn sie sagte: Meinem Ascher-Baruch, leben soll er, sind die Hände vom Alter schwer geworden, und seine Finger zittern, vielleicht können sie die dicken Kerzen nicht mehr halten. —

Aber sonst hat sich nichts geändert. — Rabbi Ascher=Baruch ist Rabbi Ascher-Baruch und Licht ist Licht. — Und wie es früher leuchtete, leuchtet es auch jetzt. Nacht für Nacht sitzt er beim Licht der Kerze, sitzt die ganze Nacht und lernt. Und die Schmuggler tun ihr Werk: sie gehen über die Grenze, kehren zurück und führen ihre Ochsen, sich nach dem Lichte richtend.

Aber nicht ewig währt die Kraft!

Wie alle Menschen heimgesucht werden, wird auch Rabbi Ascher=Baruch heimgesucht, und wie alle Menschen sterben, ist auch er gestorben. Rabbi Ascher=Baruch starb, alt und lebenssatt. Nacht für Nacht hatte er gesessen, die ganze Nacht hatte er gesessen und gelernt. Sein Mund hatte nicht aufgehört zu lernen bis zum Tage des Sterbens.

Aber die Nacht seines Hinscheidens konnte er nicht mehr der Thora widmen. Seine Krankheit hatte ihn überwältigt. Man brachte ihn in die Winterstube und legte ihn ins Bett. Da saß er nicht mehr und lernte, und so brannte auch sein Licht nicht mehr. Und die Schmuggler, die rückkehren wollten, wußten nicht wo=hin des Weges. Sie irrten die ganze Nacht, ihre Stadt aber fanden sie nicht. Sie irrten die ganze Nacht bis zum Licht des Morgens.

Der Morgen leuchtete auf, und sie fanden sich zu=recht. Sie erkannten den Weg, welchen sie gehen sollten. Sie gingen und kehrten heim. Sie kehrten heim, und es ergoß sich über sie der Zorn ihres Häuptlings: „Die Gedärme sollen euch aus dem Leibe springen, verfluchtes Diebsgesindel, wo habt ihr euch die ganze Nacht her=umgetrieben? Ich dachte, man habe euch festgenommen oder ein wildes Tier habe euch gefressen und ich sei meines Geldes beraubt, verfluchtes Diebsgesindel.“

Da ſagten ſie zu ihm: „Herr, was konnten wir tun? Die ganze Nacht ſind wir umhergeirrt ohne Weg und Steg. Die ganze Nacht ſind wir geirrt, unſere Stadt aber fanden wir nicht.“ Und ſie erzählten ihm, wie ſie hingegangen und wie ſie heimgekommen waren. — Wie das Licht geleuchtet hatte und wie ſie dem Licht nachgegangen waren. Ein Licht war in der Stadt zu ſehen geweſen und nach dieſem Lichte hatten ſie ſich gerichtet. In dieſer Nacht aber hatten ſie das Licht nicht geſehen. Da war ihnen die Stadt in Dunkel verſunken.

Und ſie ſagten:

Das Licht von Koroluwka iſt erloſchen!

Sie prophezeiten und wußten nicht, was ſie prophezeiten.

Dieſes Volk meinte nämlich: das einfache Licht ſei erloſchen, das Licht, das ſie geſehen hatten. Am Morgen aber wurde es bekannt, daß die Seele des Rabbi Aſcher-Baruch verſchieden war und das Licht der Thora in Koroluwka erloſchen.

Sie haben prophezeit, ohne zu wiſſen was.

Martin Buber

Aus dem Leben des heiligen Rabbi Moſche Leib von Saſow



Das Beth-Hamidrasch des Baalschem zu Medzyborz.
1698—1760.

1. Von der Jugend des Safowers.

Mosche Leibs Jugend war auf eine wunderliche Weise zwiegeteilt. Am Tage oblag er mit brennendem Eifer der Lehre, wie aber der Abend kam, machte er sich auf, zog andere Kleider an und ging an die Orte, wo sich die leichtfertigen Jünglinge zu Schlemmerei, Spiel und eitlem Getändel versammelten. Da war er wie einer von ihnen, tanzte unter ihnen und sang mit einer Stimme, die wie Jakobs Hirtenflöte tönte, schelmische Lieder. Beim Anbruch der Morgenröte aber kehrte er heim, tat wieder die Kleider des Tages an und sprach das Morgengebet.

Als er viele Jahre danach der Rabbi von Sasow geworden war und eine wachsende Gemeinde ihn umgab, kam einmal in der Schar der Leute, die an Sabbaten und Festtagen aus nahen und fernen Orten seinem Hause zuströmten, einer von jenen, mit denen er in der Zeit seiner Jugend die lachenden Nächte verbracht hatte. Der erkannte sogleich den Rabbi an Angesicht und Stimme wieder und es durchfuhr sein Herz: Sieh doch, wie dieser die Welt zu betrügen versteht, wie hangen sie alle an ihm, und hat doch zusammen mit mir getanzt und gescherzt, ein Mensch meinesgleichen! Aber da dieser Gedanke „Ein Mensch meinesgleichen" seinen Sinn erfüllte, geschah es, daß, vom heitern Blick des Rabbi entzündet, ein reinigendes Feuer in ihm entbrannte, und er fühlte sich

reiner und reiner werden, fühlte Schlacke und Schlacke ſich löſen und das lautre Erz erſtehen, bis er mit ſeiner Kindesſeele vor dem Zaddik ſtand, ein Menſch ſeinesgleichen. Und da entſann er ſich: ſo, ſo war es geweſen, das reinigende Feuer, Abend um Abend, in dem Augenblick, da der junge Moſche Leib ihn anſah. Und war es ſeinen Geſellen nicht ebenſo ergangen? Sie blieben weiter bei Trank und Spiel beiſammen, aber waren nicht Trank und Spiel anders geworden, Abend um Abend? War es nicht, als wäre ihnen ein neues, reines Herz gegeben, das alle Dinge neu und rein machte? Und war nicht — er beſann ſich, und das Beſinnen geſchah an ihm wie die Rede einer Mutter, die ihr Kind tröſtet — etwas davon für all ſein Leben bei ihm geblieben, etwas Unmerkliches, Helfendes, Hegendes? Mit gebeugter Stirn ſtand er vor dem Rabbi und fühlte immer noch den heiteren Blick auf ſich ruhen.

2. Wie der Saſower einen Gefangenen auslöſte.

Sieben Jahre lang lernte Moſche Leib im Lehrhauſe des heiligen Rabbi Schmelke von Nikolsburg. Als die ſieben Jahre vollendet waren, ließ der Rabbi ihm rufen und ſagte ihm nichts anderes als dies: „Nun kannſt du heimkehren“. Sodann gab er ihm drei Dinge auf den Weg: einen Goldgulden, einen Brotlaib und ein weißes Gewand von der Art, die Chalat genannt wird, und entließ ihn mit ſeinem Segen.

Als Moſche Leib am Abend, müde von der Wanderung des Tages, ſich einem Dorfe näherte, wo er zu übernachten und ſein Brot zu verzehren gedachte,

hörte er ein Stöhnen und merkte, daß es hinter einem vergitterten Kellerfenſter hervorkam. Er trat herzu, ſprach den Stöhnenden an und hatte bald von ihm erfahren, daß er, ein jüdiſcher Schankpächter, hier eingekerkert ſaß, weil er dem Gutsherrn den Zins, dreihundert Rubel, ſchuldig geblieben war. Erſt warf Moſche Leib den Brotlaib hinab, dann ſchlug er, als wäre er hier heimiſch, ohne Fragen und Zögern den Weg zum Gutshof ein, ließ ſich vor den Herrn führen und forderte ihn auf, den Juden freizulaſſen; er wolle ihm auch einen Goldgulden als Löſegeld geben. Der Gutsherr beſah ſich das Jüngelchen, das ihm ſeine Bitte vortrug, als ob es ihm den Weg zu einem verborgenen Schatz wieſe, und eine Schuld von dreihundert Rubeln mit einem Gulden auskaufen wollte, mit ingrimmigem Lachen und wies den Frechen hinaus. Aber kaum war Moſche Leib draußen, da ergriff ihn die Pein des gefangenen Juden mit ſolcher Gewalt, daß er die Tür wieder aufriß und hineinrief: „Und Ihr müßt ihn freigeben! Nehmt meinen Gulden und gebt den Mann frei!“ Es war aber in jenen Tagen im Reiche Polen jeder Edelmann ein König auf ſeinem Beſitz und hatte Macht über Leben und Tod. So wurde Moſche Leib auf das Geheiß des Herrn von den Knechten gepackt und in den Hundezwinger geworfen. Und da ihn aus den Augen der Hunde, die auf ihn losſtürzten, der Tod anſah, zog er ſchnell den weißen Chalat an, um im feſtlichen Gewande zu ſterben. Da wichen die Hunde vor dem Anblick des Kleides, als hätte die Peitſche ihres Herrn ſie getroffen, und krochen winſelnd an die Wände.

Als der Gutsherr den Zwinger betrat, lehnte Moſche Leib immer noch zunächſt der Tür und die Hunde

umſtanden ihn in weitem Kreiſe, winſelnd und zitternd. Erſchreckt hieß er ihn ſich aufmachen und von dannen gehen. Aber Moſche Leib verſchwor ſich: „Nicht ehe Ihr meinen Gulden genommen und den Mann frei=gegeben habt!“ Alsdann nahm der Herr den Gulden, ging ſelber nach dem Hauſe, wo der Jude gefangen war, öffnete den Keller und hieß den Mann in Frieden heimkehren. Moſche Leib aber zog ſeines Weges weiter.

3. Wie der Saſower die Mitternachtsklage ſprach.

Rabbi Moſche Leib war ein rieſenhaft gewach=ſener Mann, aber ein ſchweres Siechtum zehrte an ſeiner Kraft. Dennoch erhob er ſich, auch wenn er am Abend von den Schmerzen erſchöpft geweſen war, zu jeder Mitternacht von ſeinem Lager, ging wach und ſtark aus ſeiner Kammer und ſprach die Mitternachts=klage um Jeruſalem. Darum ſagten die Chaſſidim, das Wort des Hohenliedes „Die Stimme meines Freundes pocht“ ſei an ihm offenbart, denn die Stimme der trauernden Gottesherrlichkeit pochte ſichtbarlich in ihm und erweckte ihn.

Rabbi Hirſch von Zydaczow war nach Saſow ge=kommen, um von dem Rabbi die Lehre zu empfangen. Und da er viel von deſſen wunderſamem Tun um Mitternacht gehört hatte, verbarg er ſich einmal, um ihm zuzuſehen. Um Mitternacht ſah er, wie der Saſower Bauernkleider anzog, auf den ſchneebedeckten Hof ging, eine Laſt Holz aus dem Keller holte, ſie zuſammenband und ſich damit belud. Dann verließ er das Haus und Rabbi Hirſch folgte ihm in den klir=renden Froſt der Winternacht, bis ans Ende der Stadt, wo Rabbi Moſche Leib an einer armſeligen Hütte ſtehen blieb und das Holz ablud. Der Zydaczower

ſchlich ſich ans hintere Fenſter heran und ſah eine Frau mit einem neugeborenen Kind auf dem Bette liegen, ſah die leere Stube, den Ofen ohne Glut und ſah die Frau zitternd, mit troſtloſer Gebärde das Kind an ihre Bruſt preſſen. Schon aber ſtand der Saſower in der Stube und Rabbi Hirſch ſah ihn auf die Frau zutreten und hörte ihn ſie in rutheniſcher Sprache anreden: „Ich habe eine Laſt Holz zu verkaufen und mag damit nicht weitergehen; willſt du ſie mir um geringen Preis abnehmen?“ Die Frau antwortete: „Ich habe keinen Heller im Haus.“ Der Rabbi aber ließ ſich nicht abfertigen: „Das Geld will ich mir ein andermal bei dir holen, nimm mir nur das Holz ab.“ Die Frau widerſprach weiter: „Was ſoll mir das Holz? Kann ich es doch nicht in kleine Scheite hauen, und ein Beil iſt auch nicht da.“ Darauf der Saſower: „Dafür laß mich ſorgen,“ ging vor die Tür hinaus, zog ein Beil hervor und hackte das Holz klein. Und während er das Holz kleinhackte, hörte Rabbi Hirſch ihn den einen Teil der Mitternachtsklage ſprechen, der unter dem Namen der Urmutter Lea ſteht, und in einer Stimme, die hell wie Kindergeſang war, drangen die Worte zu ihm: „Wenn der Herr wiederbringen wird die Gefangenen Zions, werden wir wie Träumende ſein.“ Dann trug der Rabbi das Holz, ſich tief bückend, um durch die niedere Tür Eingang zu finden, in die Stube und heizte den Ofen. Und während er die Scheite hineintat, ſprach er mit leiſer Stimme wie ein Wiegenlied den andern Teil der Mitternachtsklage, der unter dem Namen der Urmutter Rahel ſteht, und beſchloß ihn: „Gott erbaut Jeruſalem, die Verſtoßenen Iſraels wird er einſammeln.“ Sodann verließ er die Stube und ging eilenden Schrittes nach Hauſe.

4. Am Vorabend des Versöhnungstags.

Am Vorabend des Versöhnungstags, zur Zeit, da man Kol Nidre sagen sollte, waren alle Chassidim im Bethaus versammelt und warteten auf den Rabbi. Nach einer Weile aber gedachten sie seiner Weisung, daß man mit dem Gebet nicht auf ihn warten solle, und sie begannen Kol Nidre zu sagen. Als sie damit zu Ende waren, kam der Rabbi.

Erst später erfuhren die Chassidim, was ihn dem Bethaus ferngehalten hatte. Er hatte unterwegs aus einem Hause das laute Weinen eines Kindes gehört, war eingetreten und hatte gesehen, daß es allein war, denn seine Mutter war ins Bethaus gegangen und hatte es allein gelassen. Da nahm er das Kind in seine Arme und unterredete sich mit ihm und spielte mit ihm, bis es einschlief.

5. Auf dem Jahrmarkt.

Es war ein Brauch der Rabbi Mosche Leib, zu den Jahrmärkten zu fahren und da Ausschau zu halten, wo etwa einer seiner Hilfe bedürftig wäre. Einmal hatten die Händler, durch eine vorbeiziehende Gauklertruppe oder sonst ein Schauspiel weggelockt, das Vieh unversorgt auf dem Marktplatz gelassen, und die dürstenden Kälber ließen die Köpfe hängen. Da lief der Rabbi herbei, nahm einen Eimer zur Hand und tränkte die Tiere eilig und mit sicherer Hand, als hätte er zeitlebens kein anderes Gewerbe getrieben. Eben kam einer der Händler zurück und als er sah, daß ein Mann damit beschäftigt war, die Kälber zu tränken, rief er ihm zu, er solle auch die seinen versehen, die

in einer Seitengasse stünden; es werde ihm auf einen Groschen nicht ankommen. Der Rabbi gehorchte und blieb bei seinem Geschäft, bis es vollendet war.

6. Wie der Sasower die Liebe lernte.

Der Rabbi erzählte:

Wie man die Menschen lieben soll, habe ich von einem Bauern gelernt. Der saß mit anderen Bauern in einer Schenke und trank. Lange schwieg er wie die andern alle; als aber sein Herz vom Wein bewegt war, sprach er seinen Nachbarn an: „Sag du, liebst du mich oder liebst du mich nicht?" Der andre antwortete: „Ich liebe dich sehr." Aber er sprach wieder: „Du sagst, ich liebe dich, und weißt doch nicht, was mir fehlt. Liebtest du mich in Wahrheit, du würdest es wissen." Der andere vermochte kein Wort zu sagen, und auch der Bauer, der gefragt hatte, schwieg wieder wie vorher. Ich aber verstand: das ist die Liebe zu den Menschen, ihr Bedürfen zu spüren und ihr Leid zu tragen.

7. Die gute Gottesleugnung.

Der Rabbi sprach:

Es gibt keine Eigenschaft und keine Kraft am Menschen, die umsonst geschaffen wäre. Und auch alle niederen und verworfenen Eigenschaften haben eine Erhebung zum Dienste Gottes. So etwa der Hochmut: wenn er erhoben wird, wandelt er sich zu einem hohen Mut in den Wegen Gottes. Aber warum mag wohl die Gottesleugnung geschaffen sein? Siehe, auch sie hat ihre Erhebung in der hilfreichen Tat. Denn wenn einer zu dir kommt und von dir Hilfe fordert, dann

iſt es nicht an dir, ihm ein weniges zu geben und ſodann ihm mit frommem Munde zu empfehlen: „Habe Vertrauen und wirf deine Not auf Gott“, ſondern dann ſollſt du handeln, als wäre da kein Gott, ſondern auf der ganzen Welt nur einer, der dieſem Menſchen helfen kann, du allein.

8. Die Hochzeitsmelodie.

Einmal vermählte Rabbi Moſche Leib zwei arme Waiſen miteinander und ſorgte dafür, daß ſich die beiden am Hochzeitstag nicht wie Verlaßne und Heimloſe fühlen durften. Als ſich über den beiden jungen Menſchen, die wie im Traum gingen und nicht zu lächeln wagten, der Baldachin erhob, verklärte ſich das Angeſicht des Rabbis vor Glück, denn er erlebte dieſen Augenblick in einer wahrhaften gedoppelten Vaterſchaft und trug die Rührung des Brautvaters und den Stolz des Bräutigamsvaters verſchmolzen in ſeinem aufgeſchloſſenen Herzen; und er lauſchte der Melodie der Spielleute wie nie zuvor und hörte ſie die Not und die Freude der Menſchenkinder ſagen. Da ſprach er zu denen, die ihn umgaben: „Möchte mir doch gewährt ſein, daß, wenn der Tag meiner Beſtimmung erſcheint, man mich mit dieſer Melodie in das Haus geleite, das allem Lebenden zugewieſen iſt.“

Nach vielen Jahren — dieſe Stunde und dieſes Wort waren längſt vergeſſen —, am Tag nach dem Tode des heiligen Rabbi Moſche Leib von Saſow, einem ſchneeſtöbernden Wintertag, begab es ſich, daß eine Schar von Spielleuten zu einer Hochzeit nach Brody fuhr, nicht zu ſchnell und nicht zu langſam, in fröhlich ge=

lassener Schlittenfahrt, wie es sich zu solchem Feste geziemt. Plötzlich aber zogen die Pferde an und schlugen einen heftigen Trab ein. Umsonst versuchte man sie aufzuhalten, sie liefen immer schneller, schleuderten die Schlitten immer wilder, rannten über Stock und Stein unbeirrt einem Ziele zu. An einem Friedhof hielten sie endlich still. Die Spielleute sahen eine große Volksmenge versammelt und fragten nach dem Ort und nach dem Namen des Toten. Als man ihnen Bescheid gab, entsannen sie sich, wie sie in jungen Jahren vor dem Rabbi auf der Hochzeit der beiden Waisen gespielt hatten. Und die Begebenheit war wieder wach und raunte im Volk umher, bis alles Volk laut rief: „Spielt, spielt die Hochzeitsmelodie!“ Und so geschah es.

Schalom Asch

Ein herrschaftlicher Sabbat

Den ſtaubbedeckten Weg zum Städtchen kommt ein feſtgebauter, gediegener Wagen gefahren, mit zwei weißen Trabern im Geſchirr. Er wirbelt dichte Staub=wolken auf und kündigt an: „Der Großkaufmann fährt."

Das Gepolter reißt das Korn aus ſeinem warmen Junitraum empor . . . Voller Schauer flüſtern ſich die Ähren die Kunde zu und verneigen ſich mit Ehrfurcht vor des Großkaufmanns Wagen. Stolz aber rollt der Wagen an ihnen vorbei, läßt eine Staubwolke hinter ſich zurück und verliert ſich in dem dichten Walde. Aber auch in den Wald dringt der Lärm des dahineilenden Wagens und erfüllt die Bäume mit Schrecken und Angſt. Ein Rauſchen und Raunen geht durch den Wald und voller Ehrfurcht beugen die Bäume ihre Zweige vor des Großkaufmanns Wagen. Es knallt die Peitſche, es wiehern die Pferde, und der Wagen eilt an den Bäumen vorbei, vor ſich Staub=wolken, hinter ſich Staubwolken . . .

Wer iſt es, vor dem die Bäume im Walde und die Ähren im Felde ſich ſo ehrfürchtig verneigen? Es iſt der Großkaufmann Schlojme Nogid, der zum Sabbat nach Hauſe fährt. Vor ihm verneigen ſich ehrfürchtig die Bäume im Walde und die Ähren im Felde. Er hat ſie gekauft. Für ihn wächſt der Wald, für ihn reift das Korn. Und er wird ſie wachſen laſſen, ſolange es ihm behagt, und wird ſie fällen

lassen, wann es ihm behagt. — Aber umsonst erschrecken Wald und Feld vor Reb Schlojme, denn heute ist es nicht der Großkaufmann, der kaufen und verkaufen fährt, heute eilt der Jude zur Sabbatfeier heim.

Es ist ja erst Freitag mittag und die Sonne steht noch hoch am Himmel, aber in Reb Schlojmes Haus herrscht eine althergebrachte Sitte, die vom Vater auf den Sohn überkommen ist — am Freitag keine Geschäfte mehr zu machen. Die ganze Woche fährt Reb Schlojme Nogid herum und handelt — nun fährt er zum Sabbat nach Hause. Voll ist die Tasche mit Geld gestopft. Feld und Wald hat er gekauft, Holz auf dem Wasser und Wolle auf den Schafen. Voll Gottvertrauen hat er sein Wochenwerk abgeschlossen und eilt nun der Sabbatfreude entgegen.—

Reb Schlojmes Sabbat währt lange — denn es heißt in der Familie, es sei gut, dem Sabbat möglichst viel von der Woche zuzulegen. Und so gilt der Freitag für Reb Schlojme schon als Sabbat.— Im Dorfe wartet man schon auf Reb Schlojme. Die Bäuerinnen wissen ja, daß Reb Schlojme zum Sabbat nach Hause fährt, und sie schaffen aus ihren Häusern allerlei herbei — ein fettes Huhn, eine Mandel Eier. Und obwohl die Vorbereitungen zum Sabbat bereits am Donnerstag beginnen, kauft Reb Schlojme alles, was ihm geboten wird, damit ja nichts fehle. Fischer treten an seinen Wagen heran und werfen ihm frische lebendige Fische in Netzen hinein. Er handelt nicht, nimmt alles mit und fährt weiter. Gleich hinter dem Dorfe begegnet Reb Schlojme den ersten „Gästen“, die zum Sabbat nach dem Städtchen wandern. Reb Schlojmes Sabbatfeier hat weit und

breit einen guten Ruf, und die Armen aus der ganzen Gegend ziehen nach dem Städtchen, um von Reb Schlojme zum Sabbat eingeladen zu werden.

„Surach, halt!“ befiehlt Reb Schlojme dem Kutscher und ruft den Vorübereilenden zu:

„Steig ein, Reb Jud, in meinen Wagen.“

Dieses wiederholt sich jedesmal, wenn der Wagen unterwegs armen Juden begegnet. So kommt Reb Schlojme Nogid vor seinem Hause angefahren, den Wagen vollgepackt mit Gästen und vollgestopft mit Eßwaren für den Sabbat.

Rasselnd und polternd fährt der Wagen ins Städtchen hinein, und das Straßenpflaster dröhnt unter seinen Rädern. Schon grüßen die ersten Bürger des Städtchens auf der Schwelle ihrer Läden. Die Gasse schaut mit großer Freude dem Wagen nach . . . „Welch ein Glück für den Juden, wenn er imstande ist, einen Wagen mit Gästen vollbepackt zum Sabbat nach Hause zu bringen.“ Man ist aber im Städtchen auf Reb Schlojme Nogid nicht neidisch und gönnt ihm seinen Reichtum . . . „Schade nur, daß sein Weib Neche im Wochenbett starb. Das war eine gute Frau. Ihre Güte hatte weithin einen Ruf.“ Von dem jungen Weib, das Reb Schlojme erst vor kurzem geheiratet hatte, weiß man im Städtchen nicht viel Gutes zu sagen . . . „Sie möchte gern ein reiches Haus führen,“ so erzählt man sich auf den Schwellen der Läden.

Indessen erreicht der Wagen das Haus. Weit öffnet sich vor ihm das Hoftor. Die Kinder — Jungen und Mädchen — in verschiedenem Alter kommen aus dem Hause gestürzt, hängen sich an den Wagen und fahren ein Stückchen mit. Aus der Küche dringt

durch die weitgeöffneten Fenſter der Duft von friſch=gekochten Fiſchen, von „Zimes“ und von anderen Sabbatgerichten dem Heimkehrenden entgegen. Reb Schlojme Nogid zieht den bestaubten Mantel aus und wirft ihn in den Wagen. Dann fährt er ſich mit der Hand über den dichten, ſchöngewachſenen, ſchwarzen Bart. Seine ſchwarzen, leuchtenden Augen ſprühen Funken, und jeder Zug ſpricht von Stärke und Tat=kraft. Wie ein Jüngling ſpringt der vierzigjährige Mann vom Wagen und ruft in die Küche hinein: „Sprinſe, Chane, Dwoje!“

Im Fenſter erſcheinen die Mägde mit roten, vom Kochen erhitzten Geſichtern. Sie ſtrecken ihre aufge=ſchürzten Arme hinaus, und der Kutſcher Surach reicht ihnen aus dem Wagen die Netze mit den Fiſchen und die Hühner.

Die Hausfrau läßt ſich jedoch am Küchenfenſter nicht ſehen. Dem Heimkehrenden klingt das breite, freie, feſtliche Lachen der ſeligen Neche nicht mehr entgegen . . . Reb Schlojme errät, daß ihm ſein junges Weib zürnt. Er geht zu ihr in die Küche hinein. Chane ſteht am breiten, meſſingbeſchlagenen Küchentiſch und iſt mit dem Zubereiten der „Kugel“ beſchäftigt. Schwarze Augenbrauen und ſchwarze Wimpern umrahmen die ſchwarzen Augen. Einen Augenblick wartet er. Das Frauchen ſchlägt die Augen nieder, ſteht ruhig und läßt ſich von ihm betrachten. Er aber glaubt, ſie zürne ihm wegen der vielen Gäſte. Ein ſo junges Weib und so kurz nach der Hochzeit möchte nicht gern einen ſo großen Haushalt führen. Und unwillkürlich denkt er an ſeine Neche zurück . . . Wie hatte ſie ſich ſtets gefreut über die vielen Gäſte, die er zum Sabbat nach Hauſe mit=



Hermann Struck: Schalom Asch.
Radierung.

brachte . . . „Je mehr Gäste, um so lustiger der Sabbat,“ pflegte sie stets zu sagen . . . Und ein Seufzer entringt sich seiner Brust. Chanele versteht den Seufzer . . . Tiefer senken sich ihre Augenlider, die schöne hohe Stirn zieht sich in Falten, und an den Wimpern schimmern Tränen. Der Mann sieht sie an, er betrachtet ihre volle Gestalt, denkt an den bald bevorstehenden „Bris,“ und ein großes Mitleid mit ihr überkommt ihn. „Die Toten sind tot“ — denkt er bei sich — „und diese hier ist doch ein rechtes jüdisches Frauchen. Sie ist nur an den großen Haushalt nicht gewöhnt.“ Er tritt näher zu ihr heran und sagt mit weicher Stimme und einem stillen Lächeln, das sich in dem schwarzen Bart verliert: „Chanele, siehst du mich nicht? Ich bin doch gekommen!“ Da schaut sich Chane in der Küche vorsichtig um, ob sie allein seien und antwortet ihm mit tiefer, warmer, liebevoller Stimme: „Ich kann dir ja nicht entgegenlaufen, Schlojme.“

Aus ihren Worten fühlt er, daß sie sich immer noch vor ihm ängstigt. Das schmeichelt ihm, und er hat sie dafür noch lieber. Er nimmt ihre Hand und sagt: „Chanele, komm in die andre Stube, ich hab' dir etwas zu sagen.“

Still und gesenkten Hauptes folgt Chanele ihrem Manne in die Schlafstube. Dort zieht er eine Schachtel aus der Tasche hervor und überreicht sie seinem Weibe.

„Hier hab' ich dir etwas mitgebracht.“

Sie hält das Schächtelchen in der Hand und traut sich nicht, es zu öffnen. Da öffnet er die Schachtel selbst und entnimmt ihr ein goldenes Geschmeide.

„Ich habe es bei Gelegenheit gekauft. Es ist ein Geschenk für dich. Nimm es hin und sei dafür gut

zu den Gästen. Denn Gäste muß man lieb haben und Gott danken, daß er dir Mittel gab Gastfreundschaft zu üben." Und er streichelt ihr liebevoll über das Haar.

„Hab' ich denn die Gäste nicht gern?" gibt Chanele ihrem Mann zurück. „Möge uns Gott helfen, daß wir recht viele Gäste" — — sie stockt, spricht den Satz nicht zu Ende und wagt nicht den Mann anzusehen. Das „wir", das ihr unwillkürlich entfuhr, macht sie verlegen, denn sie hat sich immer noch nicht recht an ihn gewöhnt. Für diese liebliche Verlegenheit hat er sie noch lieber. —

Schon kocht der große Topf mit Kartoffeln auf dem Küchenherd, und das Freitagmittagessen wird bereitet. Die Knechte machen im Schuppen die Strohsäcke zum Lager für die Gäste zurecht, und die Mägde schaben die Fische ab, die sich unter ihren Händen winden und springen, daß die Schuppen ihnen nur so ins Gesicht fliegen. Ja, noch im Wasser springen die einzelnen Stücke in die Höhe — so frisch sind die Fische gewesen.

Reb Schlojme sitzt am Tisch und genießt sein Mittagessen, das am Freitag nicht sehr üppig zu sein pflegt. Man mußte ja seinen Appetit für das Abendessen sparen. Ein frischer Fischkopf, dazu eine frischgebackene „Challe", deren Duft das ganze Zimmer füllt.

Die Stube ist schon zum Sabbat aufgeräumt — der Fußboden gewaschen und mit Sand ausgestreut. Alle Geräte im Zimmer sind spiegelblank geputzt. Auf der Kommode stehen die vier Paar silbernen Leuchter zum Anzünden vorbereitet.

An Reb Schlojmes Seite sitzt sein junges Weib. Leise befragt er sie, ob sie keinen Ärger mit den

Kindern hatte. Sie wird verlegen und antwortet ihm, sie habe nicht zu klagen. Die Kinder der Verstorbenen liebten sie und seien ihr wie ihre eigenen.

Auf dem Tisch liegt das Geld, das Reb Schlojme nach Hause mitgebracht hat, und die Frau schichtet die Geldscheine zu einem Häufchen übereinander. Im Zimmer wird es fröhlich. Die Jungen kommen aus dem Cheder, die Bibel unter dem Arm, auf den Lippen noch den Sing=Sang vom Wochenabschnitt=lesen. Sie begrüßen den Vater mit einem „Scholem aleichem", küssen ihm die Hand und rufen: „Essen!" Von oben kommt der Schwiegersohn, der Mann der ältesten Tochter, herunter. Er ist „auf Kost" bei seinem Schwiegervater. Der junge Mann begrüßt den Schwie=gervater und beginnt in der Stube auf und ab zu gehen (er soll Rabbiner werden).

Die Tochter Surele ist dem Vater gram, daß er so rasch nach der Mutter Tod geheiratet hat. Mit der Stiefmutter ist sie dennoch eng befreundet, obwohl diese nun im Hause die Stelle der seligen Mutter vertritt. Auch Surele ist eine junge Frau erst kurz nach der Hochzeit, und so haben sich die beiden jungen Frauen gefunden. Chanele ist der Tochter gegenüber viel unbefangener als zu ihrem Mann.

Nun kommt Ojserl vom Beth=Hamidrasch nach Hause. Er ist der älteste Sohn und bereits Bräu=tigam. Stolz trägt er die goldene Uhr, die er von der Braut zum Geschenk bekam. Er begrüßt den Vater mit einem „Scholem aleichem" und zieht sich in eine Ecke zurück. Ojserl ist ein Aufgeklärter, er liest die neuen hebräischen Bücher und spricht auch fremde Sprachen (Reb Schlojme läßt ihn gewähren!). Aber Reb Schlojmes Stolz und Freude ist Chaimel —

der vierzehnjährige Junge, der gerade in die Stube tritt, mit den gekräuſelten Schläfenlöckchen und der goldenen Uhr, die er vom Vater zur Barmizwo geſchenkt bekam. Er iſt das Wunderkind im Städtchen, und man ſpricht überall von ſeiner Begabung. Der Rabbiner ſelbſt unterrichtet ihn in einem beſonderen Kurſus. In Chaimel wird die Leuchte der Gelehrſamkeit und der Thorawiſſenſchaft in der Familie wieder aufleben. Schon jetzt laufen die Heiratsvermittler Reb Schlojme die Türen ein und ſchlagen ihm Partien vor. Aber Reb Schlojme iſt ſchon keiner mehr von den ganz Alten, und er will den Jungen nicht ſo früh verheiraten. Der Junge aber weiß, daß er des Vaters Liebling iſt, und er nähert ſich ihm mit einer Dreiſtigkeit, wie es die anderen nicht gewagt hätten. Reb Schlojme kneift ihn in die Backe und fragt ihn nach seinen Fortſchritten. So verſammelt ſich allmählich die ganze Familie, um den Vater zu bewillkommnen. Voller Liebe und Vertrauen ſchauen ſie ihn an, und keiner wagt in ſeiner Gegenwart zu ſprechen.

Von dem Gelde wird nur das Papiergeld im Schrank aufbewahrt, das Kleingeld pflegt Reb Schlojme jeden Freitag unter die Armen zu verteilen. Er füllt die Taſchen mit dem Kleingeld, und damit geht er in die kleinen Gäßchen. Er bleibt unterwegs bei keinem ſtehen, er ſpricht mit niemand, er bittet nur Gott, er möge ihm die Bedürftigen zuführen, damit er ihnen helfen könne. Man weiß ſchon im Gäßchen, was Reb Schlojme dahin führt, niemand ſtört ihn auf dieſem Gang, und man geht ihm ehrerbietig aus dem Wege.

Er verſchwindet im Armenviertel, und jeden Augenblick tritt hier ein anderer an ihn heran und

raunt ihm ein „Geheimnis“ zu. Reb Schlojme geht auch zu den kranken bedürftigen Juden, von denen niemand weiß, daß sie leiden. Das nennt er Wohltun im geheimen, und er hält es für die größte „Mizwah“.

Die Taschen geleert, frohen Herzens tritt er den Heimweg an und dankt dem Schöpfer, daß er ihn zu seinem Verwalter erwählt hatte und daß er nicht auf andere angewiesen sei. Reb Schlojme glaubt, daß Gott ihm das Vermögen anvertraut hat und er damit viel Gutes zu tun verpflichtet sei. Sollte er, Gott behüte, das Vermögen schlecht verwalten, so würde es Gott von ihm nehmen und einem anderen anvertrauen. In solche Gedanken versunken, kehrt Reb Schlojme mit einem Gefühl der Befriedigung nach Hause zurück.

Aus der Kinderstube klingt ihm das Lärmen der Kinder entgegen, die dem Sabbat zu Ehren gründlich gewaschen werden. Wie lieb hat Reb Schlojme seine Kinder! Er geht in die Kinderstube. An vier Waschschüsseln stehen die Mägde und waschen den Kindern die Köpfe. Chanele holt aus der Kommode frische Wäsche hervor. Die Jungen schreien und suchen ihre Köpfe aus den flinken Händen der Mägde zu befreien. Einige sind schon fertig gewaschen und sollen nun in die frische Wäsche hinein, wogegen sie sich aus Leibeskräften wehren. Ein glückliches Lächeln umspielt Reb Schlojmes Lippen. Die Kinder erblicken ihn und werden sofort ruhig. Er gibt einem von ihnen im Scherz einen Klaps auf das nackte Körperchen und verläßt befriedigt die Kinderstube.

Nun eilt auch Reb Schlojme, dem Sabbat zu Ehren ein Festkleid anzulegen.

Mittlerweile wird im Eßzimmer alles für den Sabbat bereitet, der langausgezogene Tisch mit einem weißen Sabbattuch gedeckt. Auf dem Tisch prangen die vier Paar silbernen Leuchter. Alle vier Paar werden heute angezündet, denn es muß hell sein am Sabbat in Reb Schlojmes Hause. „Je mehr Licht, desto besser die ‚Parnose',“ pflegt Reb Schlojme zu sagen. Silbern ist heute das Besteck, das vor jedem Kinde liegt, silbern das ganze Gerät auf dem Tisch. Denn in Reb Schlojmes Hause gibt es doppeltes Gerät: für den Wochentag aus Zinn und für den Sabbat aus Silber. So hatte es noch die selige Neche eingeführt (eine seltene Hausfrau ist sie gewesen!). Im Eßzimmer versammelt sich die ganze Familie. Die Jungen gut gewaschen, gekämmt, in die neuen Sabbatkaftans gekleidet, die Mädchen mit den kurzen, geflochtenen Zöpfen, in neuen Kattunkleidchen. Von oben kommt der Schwiegersohn herunter in einem Kaftan aus Atlas und einer pelzverbrämten Mütze. Reb Schlojme Nogid ist ein Misnagid, er betet in dem einfachen Beth-Hamidrasch, und sein Schwiegersohn betet mit ihm im Beth-Hamidrasch, obwohl er ein Chassid ist.

Nun tritt auch der Bräutigam in die Stube. Er trägt einen eleganten Kaftan, bei dem der Hausschneider seine ganze Kunst erprobt hat, denn der junge Mann ist putzsüchtig wie ein Mädchen.

Einen Augenblick gleiten Reb Schlojmes Blicke über den Tisch, und ein zufriedenes Lächeln erstrahlt auf seinem Antlitz.

Reb Schlojme, sein Schwiegersohn und seine Söhne nehmen die Gebetbücher und gehen nach dem Beth-Hamidrasch. Die Gäste folgen ihnen. Die Juden

im Städtchen freuen sich über diesen Anblick und senden Reb Schlojme, seinen Kindern und seinen Gästen warme Segenswünsche nach.

Chanele bleibt, nachdem die Männer nach dem Beth-Hamidrasch gegangen sind, mit den zwei kleinen Mädchen von sechs und sieben Jahren am Tisch allein zurück. Die älteste Tochter ist in ihre Stube gegangen, um die Lichter für sich anzuzünden.

Chanele hat sich zum Lichtanzünden schön geputzt. Sie hat die neue Sabbathaube aufgesetzt und ein seidenes Kleid — ihr Hochzeitskleid — angezogen, das mit teuren Spitzen garniert ist, die ihr der Mann von der Leipziger Messe mitgebracht hatte. Den Perlenschmuck hat sie nicht anlegen wollen. Die Perlen hatten noch der ersten Frau gehört, und sie wollte damit die Kinder nicht kränken. Da sie aber dem Mann zu gefallen wünscht, legt sie die goldene Kette und die goldene Brosche um, die er ihr heute mitbrachte. Wie eine junge jüdische Prinzessin steht sie am feierlich gedeckten Tisch und zündet die Kerzen an. Sie hebt die hübschen weißen Hände zu den Augen empor und bedeckt ihr Gesicht. Das Gebetbuch liegt vor ihr, aber sie betet nicht . . . stille, heiße Tränen fließen ihr über die Wangen. — — Chanele weint . . . Sie klagt nicht, Gott behüte, über ihr Schicksal, daß sie einen Witwer geheiratet hat. Sie hat ja den Mann gern. — An ihres Vaters Haus denkt sie zurück. — — Chanele stammt aus einer guten, aber verarmten Familie. Das Schnittwarengeschäft, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, mußte geschlossen werden, denn der Vater wurde bankrott. Chanele war die Älteste im Hause und der Bräutigam — Reb Schlojme Nogid —

ein reicher und angesehener Mann. Ein Trauertag war im Hauſe, als ſie die Braut eines Witwers wurde. Und im Städtchen gab es große Aufregung aus dieſem Grunde . . . „So weit mußte es kommen, daß Schmul Großglücks Tochter einen Witwer heiratet. Weh uns, daß wir es erlebt haben“ — jammerten die Leute.

Reb Schlojme Nogid hat des Vaters Geſchäft wieder in die Höhe gebracht; er gab das nötige Geld zur Ausſteuer und zur Hochzeit, ja, ſogar das Geld für die üblichen Bräutigamsgeſchenke ſteckte er den Eltern zu. Nein, ſie braucht ihr Schickſal nicht zu beklagen. Die Stiefkinder ſind gut zu ihr, gutartige Kinder, die aufgewachſen ſind unter der Mutter getreuer Hand und unter des Vaters ſtrengem Auge — ſie haben ſich raſch an ſie gewöhnt. Die jüngeren Kinder hat ſie für ihr Leben lieb. Die älteren ſind ihr noch etwas fremd — ſie trauern immer noch im ſtillen um die tote Mutter und ſehen es nicht gern, wenn der Vater mit ihr zärtlich iſt. Deswegen vermeidet ſie in ihrer Gegenwart jede Zärtlichkeit mit dem Manne.

Mit der älteſten Tochter verträgt ſie ſich gut. Sie berät ſich ſtets mit ihr in häuslichen Angelegenheiten und teilt mit ihr die mütterlichen Sorgen um die jüngſten Kinder. Nur dem Manne gegenüber fühlt ſie ſich noch fremd. Sie liebte ihn ja vom erſten Augenblick an — er iſt ein ſtarker und ſelbſtbewußter Menſch, und ſie fühlt ſich geborgen bei ihm. Als man ſie nach der Hochzeit allein ließ und er ſich ihr näherte und mit ihr ſprach — — da klopfte ihr das Herz zum Zerſpringen, und ſie zitterte in ſeinen Armen. Ja, ſie liebt ihn, ſie hat aber auch Angſt vor ihm und weiß

nicht, ob ſie richtig handelt. Sie möchte ihm ſo gern gefallen, aber alles was ſie tut, kommt verkehrt heraus. Sie kennt ihn ſo wenig und weiß auch nicht, wie die andere Frau geweſen, auch will ſie nicht ebenſo sein wie die andere. Sie möchte gern nach ihrer Art ſein, aber ſie ſieht ihn immer noch in den Armen der Toten. Sie aber möchte ihn für ſich allein haben. Oh, ſie würde ihm ſchon gefallen, wenn ſie nur mit ihm allein ſein dürfte, allein mit ihm ein Heim haben, ſollte es auch nur eine Stube ſein, aber allein mit ihm. Die Kinder führen ihn doch immer wieder von ihr hinweg zu der Toten . . . Und ſie weint bei dieſem Gedanken, daß es ihr nicht beſchert iſt, einen Mann ganz allein für ſich zu haben wie das ärmſte Mädchen. Die beiden Töchter, die mit der Stiefmutter am Tiſche ſitzen, bemerken ihre Tränen. Sie ſpringen zu ihr heran, zerren ſie am Kleid, nehmen ihr die Hände vom Geſicht weg und betteln ſo lange, bis ſie zu weinen aufhört. Da nimmt ſie die Beiden in ihre Arme und drückt ſie feſt und warm ans Herz. Eine Wärme ſteigt in ihr auf, und ſie empfindet doch eine ſtolze Freude darüber, daß ſie einen ſo ſtarken, ſo bekannten und den ſchönſten Juden im Städtchen zum Manne hat. Ein Glücksgefühl überkommt ſie, und auf einmal hat ſie alles lieb, was von ihm kommt und ihm gehört . . . Sogar all die Gegenſtände, die ihr bis jetzt fremd geblieben waren, weil nicht ſie ſie angeſchafft hatte — werden ihr auf einmal lieb und vertraut. Das gehört nun alles ihr — und ſie fühlt ſich von nun an Herrin im Hauſe.

Sie will ja ſo gern ihrem Manne gefallen. Sie ſieht ſich in der Stube um, ob auch alles nach ſeinem Sinn vorbereitet iſt. Da bemerkt ſie den Tiſch, der

für die Gäſte mit den Meſſingleuchtern, mit dem einfachen täglichen Meſſinggerät gedeckt iſt. Nein, der Gäſtetiſch paßt nicht gut in ihre Sabbatſtimmung hinein. Sie hat eigentlich nichts gegen die Gäſte, aber ſie ſtören ſie an dieſem Abend mit ihren ſchmutzigen Kaftans an dem ſchöngedeckten Tiſch. Und ſo befiehlt ſie den Dienſtboten, den Tiſch für die Gäſte in die Küche zu ſtellen, ſie will allein mit dem Manne und den Kindern den Sabbat feiern. Und ſie glaubt damit dem Manne einen Gefallen zu tun.

Die älteſte Tochter kommt von oben herunter. Auch ſie iſt feſtlich gekleidet. Sie ſieht den Tiſch für die Gäſte in der Küche gedeckt und ärgert ſich darüber, daß man nach dem Tode ihrer Mutter ſolche Neuerungen einführe. Die „Muhme“ will ſie jedoch ihren Ärger nicht merken laſſen, und ſie wartet die Heimkehr des Vaters ab. Sie hat ja die Stiefmutter ganz gern und kommt mit ihr ganz gut aus, aber im Herzen zürnt ſie ihr, daß ſie im Hauſe die Stelle der Mutter eingenommen hatte. Chanele möchte ihrerſeits die Tochter um Rat befragen, tut es aber nicht, denn ſie fühlt, wie ſehr das Herz der Tochter noch an der toten Mutter hängt . . . und übrigens — denkt ſie bei ſich — iſt ſie ſelber ja die Herrin im Hauſe und kann handeln nach ihrem Belieben.

Indeſſen iſt der Sabbat mit leiſem Schritt herangekommen. Die Nacht ſpannt über den Himmel ein ſchwarzſeidenes Tuch, in das die Sterne wie eingewirkt ſcheinen, und hüllt das Städtchen in dunkle Schatten. Die Läden ſind geſchloſſen, die Sabbatlichter leuchten aus den Fenſtern heraus, und gleich einem ſanften Schlaf legt ſich die Sabbatfeierlichkeit über das Städtchen.

Juden kehren vom Beten heim. Auch Reb Schlojme

mit dem Schwiegerſohn, den Söhnen und den Gäſten gehen ruhigen, feierlichen Schrittes nach Hauſe. Sie treten in die Stube, und Reb Schlojme begrüßt die Anweſenden mit einem „Gut Schabbes“. Er ſagt es mit einem ſtillen, ruhigen Lächeln, das aus vollem Herzen kommt. Und Chanele giebt ihm ein „Gut Schabbes — gut Jahr“ zurück, und er fühlt in ihrer Stimme die Wärme ihres Herzens, die ihre ganze Geſtalt verſchönt.

Mit freudigem Herzen begrüßt er die Sabbat=engel, die mit ihm in die Stube eingekehrt ſind, ſieht den feierlich gedeckten Tiſch, die ſilbernen Leuchter und dankt dem Schöpfer für alles, was er an ihm getan. Ein Gefühl des Stolzes auf ſein Judentum erfüllt ihn und auf die Thora, die Gott den Juden gegeben hat. Dahin iſt der „Golus“! Ihm iſt, als ſei er König in ſeinem Hauſe, und er ſagt: „Scholem alejchem!“

Aber plötzlich erblickt er den für die Gäſte ge=deckten Tiſch in der Küche, und Ärger ſteigt in ihm auf, daß ihm ſein Sabbat geſtört wurde. Er ſieht die Gäſte am Tiſch Platz nehmen, und er fühlt ſich gedemütigt. Ein Gaſt iſt Gott ähnlich . . . Und er denkt an die Worte des Goſtyner Rabbi: „Wenn du einen Gaſt bei dir bewirteſt, ſo iſt es, als wenn du Gott bewirteſt.“ Wer iſt er denn, daß er ſich an den herrlich gedeckten Tiſch ſetzt, Gott aber in der Küche den Sabbat feiern läßt . . .

Aber der Sabbat ſoll nicht durch Zorn entweiht werden, und Reb Schlojme ſucht ſich zu beherrſchen. Ruhig geht er an den Familientiſch heran, nimmt die Flaſche mit dem Becher und trägt es in die Küche hin, wo er ſich zu den Gäſten ſetzt. Allmählich er=

heben sich die Kinder, folgen dem Vater in die Küche. Bald rücken die Gäste am Tisch zusammen, und machen den anderen Platz. Stühle, Bestecke, Teller werden herbeigeholt, und bald sitzt die ganze Familie gemeinsam mit den Gästen an dem ärmlich gedeckten Tisch in der Küche.

In der schönen Stube brennen die prachtvollen, silbernen Leuchter einsam, verlassen und beschämt.

Chanele fühlt sich gedemütigt. Sie sitzt traurig mit gesenkten Augen am Tisch, sie wird abwechselnd rot und blaß, spricht kein Wort — und irrt sich beim Verteilen der Speisen. Indessen hat sich Reb Schlojme Nogid beruhigt, er redet freundlich mit den Gästen, scherzt mit den Kindern, lächelt dem Weibe zu und tut, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nach dem Abendessen singt man „Smires“, man ist lustig und vergnügt; und niemand denkt mehr an den ärmlich gedeckten Tisch in der Küche. Nur Chanele bleibt traurig und schweigsam, trotzdem Reb Schlojme sich Mühe gibt, sie mit Blicken und Worten zu trösten. Als sie nun spät abends allein sind, geht Reb Schlojme an Chanele heran, streichelt sie zärtlich und spricht: „Chanele, du bist heute beschämt worden. Aber was hätte ich tun sollen? ‚Wenn du einen Gast bei dir bewirtest, so ist es, als wenn du Gott bewirtest.‘ Wäre es dir lieber gewesen, wenn ich Gott beschämt hätte? Dich oder Gott?“

Da senkt Chanele tief den Kopf und spricht mit tränenerfüllter, demütiger Stimme: „Ich weiß ja nicht, wie ich handeln soll. Lehre du mich, Schlojme, lehre mich, und ich werde dir willig folgen.“ Und sie beugt sich über seine Hände und küßt sie.

———

Nahum Sokolow

Kowed

Von Reb Schlojme Halperin wurde ſchon längſt in der Stadt erzählt, daß es ſchlecht um ihn beſtellt ſei. Zwar hatte er nie ein großes Vermögen be=ſeſſen, aber er machte ſtets gute Geſchäfte. Nur ſeine letzten Geſchäfte waren ihm nicht geglückt. An dem Getreide, das er fürs Militär geliefert, hatte er Geld zugelegt. Auch bei dem Kaſernenbau ging es nicht beſſer. Und bei der Eiſenbahnunternehmung hatte er weder zugelegt, noch verdient. Den Leuten gegenüber ließ Reb Schlojme Halperin ſich aber nichts merken, und er gab ſich immer noch für den reichen Mann aus. In der Synagoge, auf der Straße und in ſeinem Hauſe benahm er ſich ganz wie früher.

In der Stadt jedoch munkelte man immer mehr davon, daß das Meſſer Reb Schlojme bereits an der Kehle ſitze. Nur manche glaubten, daß dort, wo ein=mal Reichtum geweſen ſei, ſich noch lange von den Reſten zehren ließe. Aber bei Reb Schlojme Halperin gingen auch die Reſte bereits zu Ende.

Reb Schlojme Halperin zahlte aber noch wie in den guten Zeiten ſeinen Gemeindebeitrag, auch Al=moſen verteilte er noch wie ein reicher Mann.—

Einmal wurde im Bethaus zu einen wohltätigen Zweck Geld geſammelt, und man verabredete unter=einander, Reb Schlojme bei dieſer Sammlung zu ver=ſchonen. Er traf aber den Geldſammler auf der Straße und hielt ihn mit feſter Stimme an:

„Weshalb habt Ihr mich vergessen?"

Der Angeredete wurde rot und blaß vor Verlegenheit und stammelte einige unverständliche Worte. Bald danach kam er aber mit noch einem anderen Manne zu Reb Schlojme Halperin und holte sich von ihm eine reiche Gabe.

So ließ Reb Schlojme in seinem Stolze nicht nach, und er zwang die Leute im Städtchen, ihn auch weiterhin als den reichen und vornehmen Mann zu betrachten.

Einmal kamen Leute zu Reb Schlojme, um für eine dringende Sache zu sammeln. Jeruchom, der Synagogendiener, behauptete ganz bestimmt gesehen zu haben, wie eine Magd mit zwei silbernen Leuchtern sich durch die Hintertreppe aus dem Hause heimlich zum Pfandleiher schlich. Sie kam ohne die silbernen Leuchter zurück, und bald danach verließen die Geldsammler das Haus. Jeruchom erzählte es den Leuten im Beth-Hamidrasch hinter dem Ofen wieder, und der Schadchen fügte hinzu, er wisse ganz genau, daß bei Reb Schlojme Halperin zu Hause schon lange kein Fleisch mehr gegessen werde. Fleisch gäbe es nur noch, wenn Gäste da wären. Jakob Schmul, der Makler, lachte ihn aber aus:

„Du bist wohl dumm! Bei Reb Schlojme ißt man kein Fleisch mehr? Mag es richtig sein, daß seine Geschäfte etwas verwickelt sind, aber zu Fleisch wird es immer noch reichen. Ich wünschte, wir hätten so viel wie er."—

Jakob Schmul ahnte aber nicht, daß er mit seinen Worten keinen Segen auf sich heraufbeschwor, denn Reb Schlojme Halperin aß nicht nur kein Fleisch mehr, er hungerte ganz einfach.



Nahum Sokolow.

Reb Schlojme Halperin einigte sich mit seinen Gläubigern und versprach ihnen, einen kleinen Teil der Schuld zu bezahlen. Er brachte jedoch nicht einmal den versprochenen kleinen Teil mehr auf. Da schloß Reb Schlojme Halperin einen Vergleich mit dem Hunger.

Ein starker Esser war Reb Schlojme nie gewesen, aber er aß manche Sachen gern. Wenig und gut — das war sein Prinzip. Mit dem Rauchen und Trinken verhielt es sich ebenso. Die Zigarre, die er rauchte, mußte von der besten Sorte sein. Der Keller in seinem Hause war stets mit Wein gefüllt. Trank er einmal, so mußte es auch der feinste Wein sein, besonders wenn Reb Schlojme Gäste bei sich bewirtete.

Seit dreißig Jahren pflegte Reb Schlojme mit seiner Familie in die Sommerfrische zu fahren, und es fiel ihm schwer, diesmal darauf zu verzichten. Den Leuten sagte er aber, die Ärzte hätten ihm in diesem Jahre von einer Sommerwohnung abgeraten. In der Tat verhielt es sich aber anders — die Aerzte hatten ihm gerade in diesem Jahre den Aufenthalt auf dem Lande empfohlen, denn seine Gesundheit wurde in der letzten Zeit hinfällig.

Sein Anzug war stets sauber und anständig, man merkte ihm aber das häufige Bürsten an. Die Not drang in sein Haus von allen Seiten ein und machte sich überall heimisch — auf den Gesichtern, auf den Kleidern, Möbeln und Geräten.

Reb Schlojme Halperins stolze Haltung gab aber in nichts nach. In allen Gemeindesachen behielt er den Vorrang, auch in der Stadt behauptete er seine Stellung. Er war noch immer der reiche, vornehme Mann, obwohl er keinen Pfennig mehr sein eigen

nannte. Er war es ja auch früher nicht nur mit der
Taſche allein, ſondern es war vornehm der ganze
Mann, vom Scheitel bis zur Sohle. Und das mußte
er auch bis an ſein Ende bleiben. Den „Kowed“,
ſeine Ehre, die Achtung der Leute, gibt er nicht her.
An das andere mochte er nicht denken. Geſchäfte
könne es einmal ſchlechte und ein anderes Mal wie=
derum gute geben. Es ginge aber keinen an, was
er in ſeinem Hauſe treibe und wie er äße. Gäſte zu
Sabbat ſolle man ihm nur ſchicken, die ſeien ihm
ſtets willkommen. Sollte man aber ihm keine Gäſte
zum Sabbat zuſchicken, ſo würde er den Rückſichts=
vollen gründlich ſeine Meinung ſagen, und man würde
ihn ſchon mit ſeinem Mitleid verſchonen. Reſpekt
verlangt er von den Leuten! Reb Schlojme Halperin
lebt noch! Er iſt zwar nach allen Seiten Geld ſchul=
dig, aber niemand wird ja für ihn die Schulden
zahlen. Mit Gottes Hilfe wird er es ſelber tun. Das
Haus iſt beliehen, die Möbel verpfändet, das Gerät
verſetzt, es fehlt in der Wohnung das Notwendigſte —
aber nach außenhin, vor den Leuten muß die Würde
gewahrt werden!

Das Peßachfeſt rückte heran, und es begann das
Sammeln für Mehl und Mazzos. Reb Schlojmes
Beitrag zu dieſem Zwecke pflegte ſtets ſehr groß zu
ſein, und außerdem verteilte er noch auf eigene Rech=
nung Mehl unter die Armen. Auch ließ er jedes Jahr
ſelbſt für Arme Mazzos backen. In den letzten Jahren
mußte er zwar darauf verzichten, aber ſein Gemeinde=
beitrag zu Peßach blieb ebenſo hoch wie in alten
Zeiten.

Als die Geldſammler zu Schlojme Halperin kamen,
empfing er ſie liebenswürdig und würdevoll:

„Ja, ja, Mazzomehl, Mehl, eine gute Tat, ja, ja.“ Er ließ ſie dann für eine Weile allein zurück und verſchwand im Nebenzimmer. Ein von Seufzern unterbrochenes Geflüſter drang zu den Wartenden herüber. Dann trat Reb Schlojme wieder ins Zimmer, auf den Lippen ein gezwungenes Lächeln:

„Nehmt es mir nicht übel, aber ich habe kein Kleingeld zu Hauſe. Ich wußte nicht, daß ihr kommt. Ich werde es euch morgen zuſchicken . . .“

Die Männer nickten zuſtimmend.

„Ja, ja, gewiß“ — und ſie gingen.

Frühmorgens am nächſten Tage ſchlug der Synagogendiener nur zweimal überall an die Fenſterläden:

„Reb Schlojme Halperin iſt geſtorben!“

Jakob Schmul, der Makler, der in weltlichen Dingen Beſcheid wußte, ſagte im Beth=Hamidraſch hinter dem Ofen:

„Reb Schlojme iſt gewiß an Herzſchlag geſtorben. Das kommt bei reichen Leuten oft vor.“

J. L. Perez

Erlebnisse eines jüdischen Statistikers in Polen

Zwei Skizzen

I.

DIE ERSTE STICHPROBE.

In der Frühe, noch bevor der Schammes kam, waren schon einige Juden bei mir; sie wollten den „Aufschreiber“ sehen. Mein Ruf geht mir voran.

Ich mache eine Probe und wende mich an einen.

„Guten Morgen, mein Lieber.“

„Guten Morgen, Scholem alechem.“

Er reicht mir lässig die Hand.

„Wie heißt Ihr, Freund?“

„Lewi-Jizchok.“

„Und mit dem Familiennamen?“

„Wozu müßt Ihr das wissen?“

„Ist's denn ein Geheimnis?“

„Ein Geheimnis oder nicht, aber Ihr könnt mir doch sagen, wozu Ihr es wissen müßt — das ist doch gewiß kein Geheimnis?“

„Wißt Ihr es denn nicht?“

„Nicht so ganz . . .“

„Und wie heißt Ihr nun wirklich mit Eurem Familiennamen?“

„Bärenpelz,“ antwortet er etwas verschämt.

„Verheiratet?“

„Ach!“

„Was heißt ‚Ach‘?“

„Er will sich scheiden lassen,“ antwortet ein anderer für ihn.

„Wieviel Kinder habt Ihr?“

Er muß sich's überlegen und zählt an den Fingern ab:

„Von der ersten Frau, meine — eins, zwei, drei, ihre — eins — zwei, — von der zweiten Frau . . .“

Es wird ihm doch über, zu zählen . . .

„Nun, meinethalben sechs!“

„Meinethalben —, das ist nichts, ich muß es ganz genau wissen.“

„Seht ihr, dieses ‚ganz genau‘, das gefällt mir! Ganz genau! Wozu müßt Ihr es denn ganz genau wissen? Wozu denn? Seid Ihr ein Beamter? Bekommt Ihr dafür bezahlt? Wird Euch jemand nachfahren und kontrollieren? ‚Ganz genau‘!“

„Sag's, Schafskopf, sag's doch,“ ermuntern ihn die andern. „Hast schon angefangen — sag' weiter!“

Sie wollen nämlich gern wissen, was es alles für Fragen geben wird.

Er hat noch einmal an den Fingern abgezählt, und es sind gottlob drei mehr geworden.

„Neun Kinder, sie sollen gesund und stark sein.“

„Wieviel Söhne und wieviel Töchter?“

Er zählt noch einmal: „Vier Söhne und fünf Töchter.“

„Wieviel Söhne und wieviel Töchter habt Ihr verheiratet?“

„Das müßt Ihr auch wissen? Sagt mir bitte doch, wozu Ihr danach fragt.“

„Sag's doch schon, sag's!“ rufen die Leute ungeduldiger.

„Drei Töchter und zwei Söhne,“ antwortet jemand für den Gefragten.

„Wirklich?“ sagt der Gefragte, „und Srolik?“

„Der hat doch noch nicht geheiratet?“

„Bist ein Esel! Man ruft ihn doch schon diesen Schabbes auf. Kommt's auf anderthalb Wochen an?"

Ich schreib's auf und frage weiter:

„Seid Ihr Soldat gewesen?"

„Für 400 Rubel freigekommen. Wo nehm' ich sie heute her?" stöhnt er.

„Und die Söhne?"

„Der älteste hat eine Geschwulst unter dem rechten Auge und hat auch so einen kleinen Bruch — Gott behüt Euch . . . Hat in drei Spitälern gelegen, das hat mehr als eine Hochzeit gekostet. Bis man ihn endlich vom Regiment nach Haus geschickt hat. Der zweite ist zurückgestellt, der dritte dient . . ."

„Und seine Frau?"

„Natürlich ist sie bei mir. Was fragt Ihr noch?"

„Sie hätte doch zu ihrem Vater gehen können!"

„Der hat ja selber nichts."

„Habt Ihr ein Haus?"

„Natürlich . . ."

„Wieviel ist's wert?"

„Wenn es in Samosz stände, wär' es was wert gewesen, hier ist's nicht einen Dreier wert, bloß daß ich eine Wohnung habe."

„Für hundert Rubel würdet Ihr's verkaufen?"

„Gott behüte! Ich hab' es doch geerbt! Für dreihundert auch nicht, seht Ihr — fünfhundert Rubel! Na! Würd' ich mir eine kleine Wohnung mieten, hätt' irgendein Geschäft angefangen . . ."

„Und was habt Ihr jetzt für ein Geschäft?"

„Wer hat ein Geschäft?"

„Wovon lebt Ihr?"

„Ach, das meint Ihr? Man lebt so."

„Aber wovon?"

„Von Gott, gelobt sei er! Wenn er gibt, so hat man."
„Er wirft's doch nicht vom Himmel herunter!"
„Doch, er wirft wirklich! Weiß ich, wovon ich leb'? Bitte, rechnet aus: Ich brauche ein Vermögen — vier Rubel die Woche gewiß! Vom Haus hab' ich, außer meiner Wohnung, an zwölf Rubel Einkünfte; gehen neun Rubel Grundzins ab, an fünf Rubel für Reparaturen, bleibt — ein Loch in der Tasche für zwei Rubel sicherlich."
Er verfällt in einen stolzen Ton:
„Geld hab' ich gottlob nicht! Ich nicht, keiner von all den Juden, die hier stehen, keiner! Außer vielleicht den Deutschen aus den großen Städten . . . Wir haben kein Geld! Ein Handwerk kann ich nicht, mein Großvater hat keine Stiefel genäht! Trotzdem, wenn Gott will, leb ich; und leb' schon so an die fünfzig Jahre. Und — muß man ein Kind verheiraten, so wird es verheiratet, und getanzt wird auch dabei!"
„Kurz, was seid Ihr?"
„Ein Jude wie alle Juden."
„Was tut Ihr die ganzen Tage?"
„Ich lerne, ich dawen . . . was tut ein Jude? Wenn ich gefrühstückt hab, geh ich auf den Markt . . ."
„Was tut Ihr auf dem Markt?"
„Was ich tu'? Was sich tun läßt. Also, gestern zum Beispiel, hab' ich, so im Vorbeigehen, gehört, daß Joine Borik für einen Poriz drei Böcke kaufen will; früh am Morgen bin ich schon beim zweiten Poriz, der mal gesagt hat, er habe zuviel Böcke. Hab' so mit Joine Borik das Geschäft gemeinsam gemacht, und wir haben gottlob jeder anderthalb Rubel verdient."
„Ihr seid also ein Makler?"

„Weiß ich's? Mitunter fällt's mir ein, dann kauf' ich ein Maß Getreide."

„Mitunter?"

„Was mitunter heißt? Wenn ich den Rubel hab', kauf ich."

„Und wenn nicht?"

„Verschaff' ich mir den Rubel!"

„Aber wie?"

„Was heißt wie?"

Und es dauert eine Stunde, bis ich erfahre, daß Lewi-Jizchok Bärenpelz mitunter Dajan ist und in Schiedsgerichten sitzt, zum Teil Makler, hin und wieder auch Händler ist, und so ein ganz klein wenig Heiratsvermittler, und manchmal, wenn es ihm einfällt, besorgt er gar Botengänge.

Und von all diesen erwähnten und nicht erwähnten „Berufen" verdient er, wenn auch mit Mühe und Not, sein Brot für Weib und Kind und sogar für die verheiratete Tochter, weil ihr Schwiegervater ein armer Schlucker ist!

II.

DER JAROCZEWER RAW

ist ein Mensch mit allem „Komfort", dem nichts fehlt. Vier Rubel die Woche bekommt er, und davon lebt er fast im Überfluß. Was brauchen auch zwei solche Leutchen wie er und seine Alte! Vorher war er Dajan in einer größeren Stadt, auch nur für vier Rubel die Woche. Dort hatte er sich jeden Sabbat seinen Hering so klein zerlegen müssen, daß er sich dabei fast in die Finger schnitt. Er rechnet mir vor:

„Zum Frühstück, was weiß ich, etwas Milchgrütze, zum Mittag ein Stückchen Fleisch, und abends ein Gläschen Tee mit alter Semmel — dazu langte es schon nicht. Jeder Ort hat so seine Sitten! Dieses Mittagessen in der großen Stadt, das kann einen ruinieren. Hier ist man diese vielen Mahlzeiten los. Er kann's ganz gut bis zum Abend aushalten. Und morgens, nun, ein paar Löffel Borschtsch. So geht's in Jaroczewo zu, und so ist's auch gut. Dort war es wirklich sehr schlimm. Ihm selber war's ja gleich, er macht sich gar nichts aus Fleisch, wochentags ist Fleisch doch überhaupt ein grobes, ein schwerverdauliches Essen. Wochentags liebt er etwas dicke Milch, mit einem Zwiebelchen verrührt. Dicke Milch, die mag er sogar lieber als „Purimkraut", er ist nun einmal so. „Nur die Rebbezin, sie hört doch nicht", sagt er mit lächelndem Seitenblick auf sie, „die hat sich bisweilen geärgert. So eine Frau ist doch neidisch. Was, die Schächterin, die ißt gefüllte Därme, und sie, die Frau Dajan hat nicht einmal einen Suppenknochen! Ist das nicht unerhört? Hier bin ich das alles los. In Jaroczewo essen Gott sei Dank alle Leute nur am Schabbes Fleisch, und auch da nur Schöpsenfleisch. Und wenn nur die Rebbezin niemand zu beneiden hat, ist's schon gut."

„Beneiden," brummt die Rebbezin dazwischen.

„Ich weiß schon, ich weiß schon," lacht still der Rebbe, und dabei zittert sein weiches Spitzbärtchen, und die alten Augen in dem gerunzelten Kopf werden feucht — „ich weiß schon, dir lag's nicht am sündigen Leib, nur an der Thora Ehre . . . . . Ein Schochet soll das alles haben, und ein Dajan nicht? Und dabei ist doch ein Dajan mehr als ein Schochet! Aber hier

bin ich all die Sorge los, denn die Woche über schlachtet man gar nicht."

Noch mehr behagt ihm die frische Luft. In der großen Stadt ist das nichts für kleine Leute. Diese großen Häuser! Im ersten und zweiten Stock wohnen die Reichen; unten im Keller und oben unterm Dach die armen Leute — und — natürlich auch die Angestellten der Gemeinde.

Im Sommer war es zum Ersticken. Es kam so weit, daß ihm die Rebbezin die Tabakdose heimlich entwendete, damit er wenigstens nicht schnupfe. Sie mußte sie ihm aber wiedergeben. Ohne Schnupftabak ist er überhaupt kein Mensch. Er kann nicht einmal bei seinen Büchern ohne Schnupftabak sitzen. Auch wenn er nicht schnupft, muß er mindestens beim „Lernen" seine Dose aus Borke in der Hand drehen und sogar — wie jetzt — beim Reden, sonst gehen ihm die Gedanken durch, und er fängt an zu stottern.

Nun, Ihr könnt Euch denken, als er Jaroczewo erblickte, mit dem großen, grasbewachsenen Markt, da wollt' er sich von Musikanten aufspielen lassen. Musikanten spielten auch wirklich; an jenem Tage waren alle Leute in der Stadt geblieben, und man kam ihm mit Komarower Musik entgegen. Und erquickt war er von den kleinen Häuschen, lauter hölzernen Häuschen, die gerade so wie Tabaksdosen ausschauten; nur eines aus Steinen, ein großes Haus, steht mitten auf dem Markt, das gehört eben dem Poriz.

Und dann die Treppe, die er los geworden ist! Er ist nun einmal von Hause aus etwas schwach auf den Beinen, über kurz oder lang hätt' er nicht mehr

weiter gekonnt. Und die Ruhe! Still! Es bellt kein Hund, und — lehawdil — es lärmen nicht die Kinder. Es gibt schon gegen 30 Kinder im Städtchen, dafür gibt's auch an die sechs Lehrer für sie. Da ist doch Aufsicht möglich, nicht so wie in der großen Stadt. — Lärmen? Ja, Purim, Chanukka, sonst einmal Feiertags, aber für gewöhnlich — hört man keinen Laut.

Vor allem aber, Gott sei's gedankt, hat er ein Städtchen ohne Zwist. Es gibt schon zwei oder drei Chassidim mit blauen Zizzisfäden, glaubt mir, ich bete für ihr Leben, denn Gott behüt', über hundert Jahr geht doch dann der Streit ums Begräbnis los. So ist's wenigstens still,"

Das Städtchen besteht aus lauter „Dorfgehern" oder „Läufern". Sogar die Handwerker sitzen nicht daheim und gehen auf die Dörfer arbeiten. Selbst der Feldscher läuft in der Umgegend herum mit seinen Schröpfköpfen. Sonntag morgens kann man sehen, wie die ganze Einwohnerschaft aus den Hühnerhäuschen herausströmt. Hinter der Stadt zieht man die Stiefel aus, hängt sie auf einen Stock über die Schulter und läuft nach allen Seiten auseinander. Zu Freitag abend kommen sie zurück. Sogar der Schochet geht manchmal für die ganze Woche fort. — Wann hat man da Zeit, Streit zu führen? Sabbat und Feiertag sind zwar geeignet für solche Dinge. Es kommt auch schon einmal was vor. Aber wie geht das dann zu? Sie verstehen sich gar nicht darauf; der Streit kommt nicht recht in Fluß; die Leute sind müde und schläfrig. So sitzt er denn lieber ruhig über seinen Büchern.

„Hin und wieder gibt es schon mal so einen kleinen Konflikt," sagt er lächelnd, „aber dann auch nur in Gottessachen zwischen mir und dem Schächter.

Verſteht bitte: eine ‚Schaalo‘ kommt ſehr ſelten vor: die ganze Woche braucht man das milchige Geſchirr und Sabbat das fleiſchige. Auf einem Herd zuſammen ſtehen ſie nicht. Daß die Lunge von einem Tier verdächtig erſcheint, kommt ein Mal im Jahre vor. Nun denn, wenn's ſich ſchon trifft, läßt man die Sache nicht ſo geſchwind aus der Hand, blättert man den ganzen Talmud durch, alle Kommentare, und es entſteht eine Kontroverſe. Der Schächter iſt ſehr eigenſinnig und ſtarrköpfig und liebt's noch, ſein Bündel Untugenden dem andern aufzuhalſen, ſo ſagt er, ich ſei eigenſinnig und ſtarrköpfig.“

Zu Anfang hatte der Raw auch hier in Jaroczew unter zwei Dingen ſehr zu leiden, unter dem Hefeverkauf und — dem Häuschen. „Alles“, ſagt er lächelnd, „wegen der Rebbezin.“ Mit der Hefe hatte es folgende Bewandtnis: Er hatte mit der Gemeinde vier Rubel die Woche ausgemacht. Daß ſein Vorgänger vier Rubel und den Hefeverkauf dazu gehabt hatte, war ihm einfach verſchwiegen worden. Doch am erſten Sabbat haggodol hielt er eine große Droſche über Chomez am Peſſach. Die Stadt war hin. „Eine gute Sache ſchmeckt jedem, auch dem Ungelehrteſten. Das kommt daher, ſage ich, daß alle Seelen am Berge Sinai waren und dort ſchon alles zu hören bekommen haben, ‚was ſpäter einmal einem gelehrten Kopf noch einfallen könnte‘. Wenn nun die Seele das auch längſt vergeſſen hat, ſo fühlt ſie doch heraus, daß das ſo etwas von jenen Dingen ſei.“

Und wirklich noch am Cholhammoed hat ihm die Stadt von ſelber den Hefeverkauf als Zulage gegeben. Das hat ihn damals etwas ſtolz gemacht, und ſo hat ihn auch Gott bald dafür geſtraft.

„Ich hatte was auszustehen von der Hefe. Die ganze Woche mußte ich Schiedsrichter sein zwischen den Hausfrauen und der Rebbezin. Der einen war die Challe zu hart geworden, der anderen zu schwer, der dritten war der Teig gar nicht aufgegangen. Man verdächtigte die Rebbezin, sie habe Wasser in die Hefe getan. Was weiß ich? Ich hab's nicht gesehen, und sie sagt: nein.

Aber, es ist doch lächerlich, ich werde doch die Rebbezin nicht meinem Schiedsspruch unterwerfen, also schließe ich Vergleiche. Kommt man am Freitag, tausch ich die Striezel gegen meine um, und an den andern Tagen der Woche gebe ich noch etwas Hefe zu Klößen zu. Mit einem Wort — Sorge über Sorge Doch was tut Gott, um mich von dieser Not zu befreien? Eines Tages führt da ein Schneider von irgendwo Preßhefe ein. Mit meinem Geschäft war's vorbei."

Mit dem Häuschen ging's so zu: Er hatte schon hin und wieder bemerkt, daß die Rebbezin sich etwas Geld auf die Seite legte. Nun, wenn sie es so wollte, was ging's ihn an? Die Kinder haben's zwar nicht nötig, doch vielleicht wollt' sie einmal einem Enkelchen ein Geschenk machen? Sei es denn! Er selber hält zwar nichts davon, doch mit einer Frau führt er keinen Streit. Vielleicht, denkt er, hat sie noch etwas anderes im Sinn. „Ich weiß, es gibt Leute, die sich etwas für ihre letzten Tage aufsparen . . . Was weiß ich . . . Ich sage: „Für jeden Tag sei Gott gelobt!" Wenn man sterben wird, wird's auch Leichenkleider geben. Doch ich rede ihr nicht drein. Damals ging noch die Hefe, und kurz und gut, eines Tages erzählt man mir im Beth-Hamidrasch eine Neuigkeit. Also, die Rebbezin hat etwas Holz gekauft. Ich



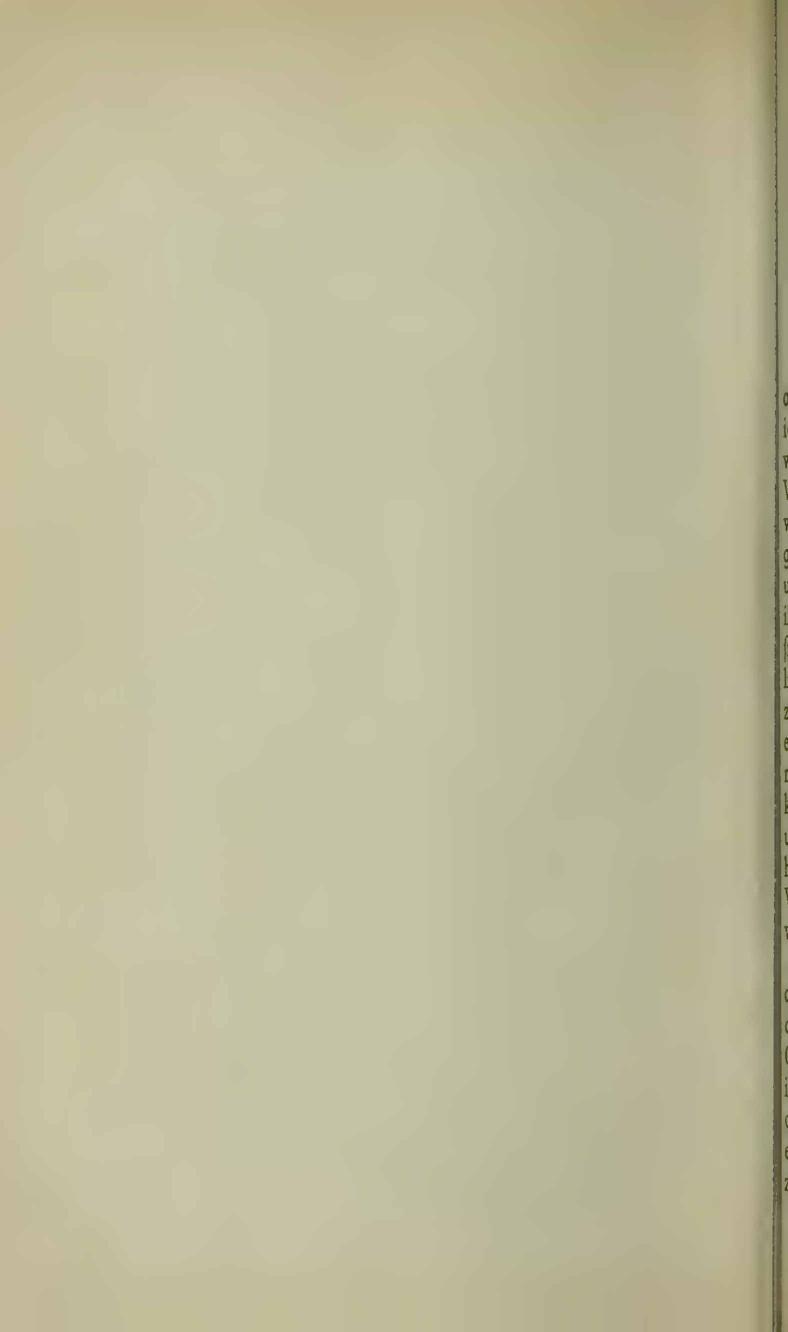
J. L. Perez
1852–1915.
Letzte Aufnahme.

komm' nach Hause, wirklich! Sie hat sogar schon Handwerker bestellt, sie fängt an, ein Häuschen zu bauen. Wozu? Sie will nicht länger zur Miete wohnen!" Er hat sich auch weiter nicht eingemischt — mag sie bauen. Und sie hat's aufgebaut, sie ist eingezogen, er — hat nur seine Folianten herübergebracht. „Nun bin ich also auch Hausbesitzer." Es war ihm aber zu weit zum Beth-Hamidrasch. „Auf die alten Tage sind mir, behüt' Euch Gott, die Füße schwach geworden. Zu Hause hab' ich nicht viel Bücher. Im Beth-Hamidrasch ist es bei Bannstrafe verboten, ein Buch auszuleihen, nicht nur an den Raw, ja sogar an den Gemeindevorsteher. Kommt mal eine „Schaalo" vor, hab' ich nichts bei der Hand, um mich rühren zu können; ich habe stark darunter gelitten.

Was tut Gott? Es kommt so eine kleine Feuersbrunst, einige Häuser sind abgebrannt. Meins auch. Gelobt sei Gott! Die Gemeindeleute haben keinen großen Schaden gehabt, sie sind versichert gewesen; ich natürlich nicht — so hat mir die Gemeinde, wie Ihr seht, ein Stückchen vom Beth-Hamidrasch zur Wohnung abgeteilt."

Joſef B. Ehrlich

Zwiſchen zwei Müttern



Mein Geburtsort ift Brody, eine freie Handelsftadt an der ruffifchen Grenze Galiziens. Meinen Vater kannte ich nicht, denn er ftarb vor meiner Geburt. Das aber weiß ich, daß er im Talmud Unterricht erteilte und Vorlefer der Thora in einem ansehnlichen Bethause war. Er lebte mit meiner Mutter, die er als Witwe geheiratet hatte, in friedlicher Ehe, denn fie war fromm und gefällig gegen Jedermann. Sie war auch wegen ihrer Schönheit und Klugheit sehr beliebt und da fie fich auf die Wertfchätzung von Perlen, einem wefentlichen Hauptfchmuck des weiblichen Gefchlechtes, vorzüglich verftand, fo fand fie auch in vielen Häusern eine vorteilhafte Verwendung ihrer Kenntniffe und vermehrte nicht um ein Geringes das wöchentliche Einkommen ihres Gatten. So lebten denn meine Eltern unter sehr günftigen Verhältniffen, zeugten auch blühende Söhne und Töchter und hatten nur noch einen Wunfch, ein Gebet, daß ihnen ihr Wohlftand erhalten werden möge.

Leider aber waltet über Brody ein Verhängnis, das von Zeit zu Zeit fo lebensfeindlich auftritt, daß die Bewohner der Stadt fich nie eines bleibenden Glückes erfreuen können. So z. B. bricht regelmäßig in jedem Jahrzehnte ein furchtbarer Brand aus, der die ganze Stadt fammt den angrenzenden Vororten einäfchert, und nichts als Trümmer den Unglücklichen zurückläßt. Starke Regengüffe machen aber dann felbft

dieſe unbewohnbar und die Unglücklichen elender. Dazu werden Krankheiten heraufbeſchworen, die kein Arzt heilen kann. Heftiger aber als Alles pflegte dereinſt in Brody die Seuche zu wüten und raffte dahin, was die Elemente verſchont. So ſind alle meine Geſchwiſter, zwölf an der Zahl, an der Seuche geſtorben. Glied für Glied wurden ſie meinen Eltern entriſſen; keines von ihnen hatte das vierzehnte Lebensjahr überſchritten, bis auf die Schweſter Zipora, die in ihrer vollſten Blüte geſtanden. Aber auch mein Vater fiel als Opfer der verzehrenden Peſt, ſchnell, unerwartet, unvorhergeſehen. Nun ſtand meine Mutter da, vom gewaltigen Pfeil des ſtummen Schmerzes durchbohrt, wenn auch jener der Seuche ſie verſchonte. Doch hielt ſie noch ihr einziger Troſt, Zipora, empor und gab ihr neuen Lebensmut. Allein drei Tage nach dem Verluſte ihres Gatten trug ſie auch dieſe zu Grabe, und hier an ihrem Leichen=ſteine weinte ſie ſich, ach, die Augen hinweg, die per=lenkundigen Augen — — ſie wurde für immer des Lichtes beraubt, Finſternis umnachtet ſie bis auf den heutigen Tag. Alſo ward auch ihr eigener Leib, wie bei Hiob, ergriffen, ihr ganzes Weſen war nunmehr eine Schmerzens=Empfindung, und gerade um dieſe Zeit wurde ſie noch einmal berufen, Mutter zu werden, noch einmal mit gewaltigen Banden ans Hierſein gekettet, ihrem Schoße ſollte ſich noch ein letzter Sproß ent-winden; dieſer Sproß war ich — ſo kam ich zur Welt.

Tage und Wochen vergingen, und die Mutter ver=gaß ihr früheres Unglück. Da ſie das Augenlicht ver=loren hatte, mich alſo dem Geſichte nach nicht kannte, ſo fühlte ſie ſich einſeitig nur im Genuß ihrer Liebe befriedigt und wurde deſto beſorgter und unruhiger um mich. Die Pflege und Wartung, die ich als Säugling

erforderte, konnte sie selbst mir nicht angedeihen lassen, sie vermochte aber auch nicht mir eine Wärterin aufzunehmen, denn durch den Verlust ihres besten Sinnes war sie ja um ihren kleinen Erwerbszweig gekommen. Was also war zu tun? Nichts, wenn nicht die Vorsehung Anstalten getroffen hätte, der augenblicklichen Not zu steuern.

In unserer Nachbarschaft wohnte ein reicher Jude, Namens David Posner; er war fromm und überaus wohltätig, nicht minder aber seine Gattin Rosele, denn was er an den Männern, das hat sie an ihrem Geschlechte getan. Rosele kannte meine Mutter und gedachte oft ihrer mit mancherlei Wohltat. Nun erfuhr sie von ihrer trostlosen Lage und sann auf Mittel, wie ihr am besten geholfen werden könnte. Sie bestellte eine gewisse Freide, die Gattin des bürgerlichen Schusters Samuel und zahlte ihr einige „Zwanziger" die Woche, damit sie mich in die Pflege nehme. Ich mußte aber bei der Mutter säugen, denn Freide führte mit ihrem Manne eine kinderlose Ehe. — So vergingen zwei Jahre, in denen ich die beste Behandlung genossen. Nun gefiel es dem Himmel, daß sich das Schicksal meiner Kindheit ganz eigenartig gestaltete. Meister Samuel, ein urwüchsiger Orthodoxe, der zwar seine acht Jahre beim Militär zugebracht, aber endlich doch unverdorben zu seinem Gotte zurückgekehrt war, gewann mich lieb. Da er keine Kinder hatte und sein langer Bart bereits zu grauen anfing, beschloß er, unentgeltlich mich als Kadisch zu erziehen. In der Tat, Samuel nahm mich öffentlich an Kindesstatt an, nur sprach er dabei eine Bedingung aus, in welche meine Mutter unter vielem Kraftaufwand der Selbstüberwindung endlich eingegangen war. Ich solle nämlich derart von ihm erzogen

werden, daß ich ihn „Vater“, ſeine Gattin „Mutter“, meine Mutter aber nur beim Namen „Gütele“ nennen ſoll. — So war es auch beſchloſſen, und nun beginnt erſt die Geſchichte meines Lebens.

Meiſter Samuel gab mir die erſte Erziehung, wie ſie freilich nur ſeinen Anſchauungen entſprechen konnte. Er war ein Orthodoxe aus der Jolles=Sekte und ein beſonderer Höfling des Belſer Rabbi, dem er alljährlich zum Verſöhnungstage ein paar Pantoffel eigenhändig verfertigte, in welchen der Geprieſene ſeine Gebete vorzutragen pflegte. Bei all ſeiner Frömmigkeit hatte er aber weder Verſtändnis für den Talmud noch überhaupt einige Kenntnis der heiligen Schrift. Sein ganzes Wiſſen beſchränkte ſich auf eine Sammlung von Anekdoten und Hiſtorien, die er hie und da dem Munde geſprächiger Chaſſidim abgelauſcht hatte. Freilich galt er ſelbſt bei ſeinen Glaubensgenoſſen als ein Unwiſſender, den man im Streite talmudiſcher Sachen nie zu Rate ziehen konnte, aber durch ſeinen überaus großen Wohltätigkeitsſinn erwarb er ſich in der Jolles=Gemeinde eine Achtung, die ihn für manche Mißhelligkeiten genugſam zu entſchädigen vermochte. Seine Soldatennatur, die er in der öſterreichiſchen Armee als immerwährender Gemeiner auf das Vollkommenſte ausgebildet hatte, gab ſeinem Weſen ein Gepräge männlicher Haltung wie man ſie unter den Chaſſidim ſelten oder garnicht findet, und da er ſich ſeit ſeiner Rückkehr in die Heimat Bart und Schläfenlocken bis an den Gürtel wachſen ließ, ſo flößte überhaupt ſeine Erſcheinung etwas Ehrfurchtsvolles und Gebieteriſches ein, worauf er ſich natürlich nichts Geringes einzubilden erlaubte.

Dieſer ſeltſame Mann beſaß auch in den Zeiten ſeines Wohlſtandes ein kleines, ebernerdiges Haus,

welches gegenüber dem Jolles=Bethause stand, und dessen Giebel trug ein prächtiges Schild, worauf ein Stiefel gemalt war. Das Innere des Hauses bestand aus zwei Gemächern, wovon das kleinere die eigent=liche Wohnung und das größere, lichtere die Werkstatt bildete, in welcher ruthenische Gesellen, alte Militär=genossen gearbeitet hatten. Nur an Sabbat= und Feiertagen wurde auch diese als Wohnung benutzt, nachdem am Vorabende alle Gerätschaften der Werk=statt entfernt worden waren. Mehrere Chassidim wurden dann für den Abend zu Tisch geladen, und da erschallte es von Liedern und Gebeten, wie sie nur die gut zubereiteten Fische der Kehle entlocken konnten. Und da saß ich auf dem Schoße der andächtig in die Lichter hinsinnenden Freide und schaute mit Vergaffen in den offenen Mund der Sänger. Samuel aber schaute dabei sinnig auf mich, neigte mehrmals sein Haupt an mich, lenkte so meine Augen in die Seinen und wir lächelten freundlich uns an. Doch durfte die Mutter, obschon sie am Sabbate bei uns gespeist, am heller=leuchteten Tische nicht sitzen, damit nicht etwa ihre stete Nähe und Zärtlichkeit mich um die Neigung bringe, die ich dem Samuel und seiner Freide bereits zur vollen Befriedigung erwiesen hatte. So saß sie denn fern am Ofen, einsam im Dunkeln mit geschlossenen Augen, aß die schnell verabreichte Speise, aß sie mit Tränen und Herzenskummer und durfte nicht klagen, durfte nicht murren. O hätte sie nur mich gesehen! Ach, die Selig=keit, welche eine Mutter in dem Lächeln ihres Kindes findet, der beglückende Genuß, in dessen heitern Augen sich zu spiegeln, war ihr für immer versagt. Und zu ihrem noch größern Schmerze merkte sie, daß ich ihr Miß=trauen zeigte, denn wenn sie zumal mit offenen Armen

mich an ihre Brust gerufen, da wendete ich mich schnell zurück, fester meine Freide umhalsend, und schrie die Arme hinweg. Freide lachte zwar herzlich darüber, mit ihr Samuel; meine Mutter aber ließ die Arme sinken, seufzte auf in ihrer Qual und tappte mit bebenden Lippen nach der nahen hölzernen Tür.

Kaum, daß ich ohne Nachhilfe auf der Erde hin=wackeln konnte, machte mich auch schon Samuel mit den Räumen des Jolles=Bethauses bekannt. An einem schönen Sabbat=Nachmittage als die Chassidim daselbst zu geistigen Unterhaltungen und Plaudereien bereits zusammengekommen waren, nahm mich Meister Samuel auf den rechten Arm, trug mich in das genannte Bet=haus, stellte mich auf den Tisch, daß mich alle sehen konnten, nannte mich laut seinen zukünftigen Kadisch und meinte, daß in der ganzen Jolles=Gemeinde kein Unternehmen dem seinigen gleiche, das so gott- und selbstgefällig zugleich wäre. Samuel aber war ein Mensch, dessen Ansichten zwar von keinem Fremden, und sei er auch wer immer, aber von einem Jolles-Genossen leicht erschüttert werden konnte. Ganz be=troffen war er daher, als einige in ihm den Gedanken erwecken, es könnte vielleicht aus mir ein Epikuräer (Freigeist) werden und, sintemal er nicht mein Vater ist, könnte ich späterhin, meine wirkliche Mutter er=kennen, ihm abtrünnig werden und dafür meinem verstorbenen Vater ein treuer „Kadisch“ werden, denn die Verstorbenen „mühen“ sich gewöhnlich im Grabe, ihr Andenken unter den zurückgebliebenen Kindern zu retten und seien immer eifersüchtig auf die Pflege=Eltern. Auch behauptet die Bibel, daß des Menschen Herz böse sei von Jugend auf... Ganz verzweifelt stand Samuel da, umsomehr, da man ihm mit dem

Talmud und der heiligen Schrift, Dinge, die er nicht kannte, aber wie ein Orakel ehrfürchtete, zu beweisen suchte, daß die gehegten Ahnungen leicht eintreffen könnten. Sei es, sprachen sie, die Undankbarkeit, der Grundzug der menschlichen Natur, sei es die Eifersucht der Verstorbenen, immerhin könne er einmal sich bitter enttäuscht sehen usw.

Je mehr er schwieg, desto mehr ereiferten sich die prophezeiungslustigen Chassidim und fanden hierin eine geheime Genugtuung für seine frühere Behauptung, es sei kein Unternehmen in der ganzen Gemeinde, das so gott= und selbstgefällig zugleich wäre, als das sei=nige. — Eingeschüchtert nahm er mich sodann wieder auf den Arm, trug mich zum schweren Vorhang der Bundeslade, damit ich ihn küsse, und sah mir dabei tiefsinnig auf den Mund. Indem er sich nun mit mir so zwischen den Bänken durchgewunden hatte, ver=sicherte er der ganzen Versammlung, daß er gleich morgen eine Reise zum Belser=Rabbi machen werde, um von ihm Aufschluß über meine Zukunft zu erhalten. Die Chassidim, um sich nicht mit ihm zu verfeinden, ermunterten ihn auch zu diesem Schritte und fügten wohlmeinend hinzu, er solle ohne mich hingehen, denn der „Belser“ segne kleine Kinder wirksamer aus der Ferne.

In der Tat rüstete er sich schon mit des nächsten Tages frühen Anbruch zur Abreise nach Bels. Und damit die Handlung andächtiger vollzogen werde, be=schloß er den langen Weg von zwölf Meilen zu Fuß zurückzulegen. Also wanderte Meister Samuel, kundig des Weges, über Hügel und Ebenen und erreichte erst nach einigen Tagen zur Zeit der Abenddämmerung jenen Wald, dessen Lage und Beschaffenheit ihn an die

wirkliche Nähe von Bels erinnerten. Hier rastete er, erwog in der Seele noch einmal den ganzen Umfang seiner Angelegenheit, gürtete sich besser, entstäubte seine Gewänder, kämmte mit den Fingern Bart und Locken hervor und schritt mit klopfendem Herzen dem gottesfürchtigen Städtchen zu.

Aber auf den geräumigen Plätzen des Städtchens standen mehrere Gruppen Chassidim und begrüßten den Neumond mit emporgerichteten Häuptern. Laut rief einer zum Andern gewendet: „Friede mit euch! Friede mit euch!“ Und schaukelnd bewegte sich hitzig die Menge. Auch Samuel ließ seine Stimme erschallen und mengte sich eifrig unter die Beter. Da aber dieser Ausruf (Scholem alechem) auch als Bewillkommnungs=formel für Fremde gilt, so glaubte er hierin ein be=sonderes Zeichen Jehova's zu sehen und empfand da=rüber ein inniges Vergnügen. Nachdem der Sturm des Neumond=Gebetes sich gelegt hatte und die Chassidim auseinander gegangen waren, faßte Samuel ein Herz und näherte sich erwartungsvoll den Pfosten des thro=nenden Schicksalverkünders.

Da Samuel ein Stammgast des Belser Rabbi war, so hatte er auch das Recht, bei ihm einzukehren und die Zeit über sich seiner Gastfreundschaft zu erfreuen. Noch an demselben Abend wurde er vorgelassen. Der Rabbi saß bereits mit offenem Kaftan vor zwei schön=brennenden Lichtern, trug eine silberne, spitze Kappe, die blos den hintern Teil des Hauptes deckte, und Stirn und Scheitel erstrahlten weithin. So sah er den Samuel kommen, dicht an sich treten und reichte ihm warm die „Friedenshand“. Aber gleich darauf begann Jener, statt seine Sache vorzubringen, heftig zu weinen und verhüllte mit dem Tuch sein Gesicht. Schnell er=

hob sich der greise Rabbi und sprach die mitleidserfüllten Worte: „Setze dich nur, Samuel; sag, ist dir ein Unglück begegnet, oder steht dir ein Unglück bevor, daß darüber dein Herz von schwerem Kummer bedrängt wird? Hilfe leiste ich dir gerne; denn schon viele Geschicke hat mein ersprießlicher Segen zum Bessern gewendet. Rede nur frei von der Zunge weg, doch stille zuerst dein Schluchzen." — Und Samuel begann und sprach aus der Tiefe des Herzens: „Von jeher hat mich der Himmel gestraft. Meinem Weibe verschloß er den Mutterschoß, sie kann mir keinen „Kadisch" gebären. Weder Söhne noch Töchter werd' ich im Greisenalter schauen, umarmen und küssen, ach, einsam wird stehen mein Grab, von keinem würdigen Sprößling geheiligt, von keinem treuen Gedächtnis gefeiert — — doch fern sei es von mir, gegen den Allgerechten Klage zu führen, ich murrte nie gegen ihn, auch forderte ich niemals von Euch den Schoß meines Weibes zu segnen, nein, ich suchte auf andere Weise meines Herzens Bedürfnis zu stillen: Einen armen Waisen erwählte ich mir, nahm ihn von seiner Mutter Brust hinweg, hege und pflege ihn wie ein Vater sein eigenes Kind. Zwar kann er den Boden kaum sicher betreten, aber ich will mit ausharrender Geduld ihn erziehen; zu einem frommen, gelehrten Raw (Rabbi) will ich ihn bilden, daß er, selber heilig, auch mein Angedenken heilige in Wahrheit. Aber — o Neid des Satans! die frommsten Chassidim aus der Jolles-Gemeinde sehen in seinem Gesichte „nichts Gutes". . . Rabbi! Rabbi! Helfet mir — oder wißt ihr mir etwas über seine Zukunft zu sagen, sprecht, ich werde ihn der Mutter wiedergeben, denn gegen die spätere bittere Enttäuschung wäre kinderlos zu sterben förmlich ein Trost!"

Darauf erwiderte lächelnd der hilfreiche Rabbi: „Gut, Samuel, heute um die Mitternachtsstunde will ich sein künftiges Los erproben. Vorderhand sei ruhigen Mutes und lasse das Mahl dir schmecken.“ Also befahl er den Mägden, ihn mit Speise und Trank zu bewirten, auch ließ er ihm ein Lager dicht an seinem Gemache bereiten, damit Samuel unmittelbar nach der Lösung der Frage die Offenbarung meiner Zukunft vernehme.

. . . .

Als er nach vielen Anstrengungen ins Reine gekommen war, rief er dreimal: „Samuel!“ Dieser, der bereits in seinem dunklen Gemache erwartungsvoll auf dem Lager angezogen saß, sprang eiligst auf und trat in das Zimmer des Rabbi. Und der Rabbi begann und sprach die seltsamen Worte: „Höre, Samuel, ich habe mit zwei Himmelsboten einen scharfen Streit gehabt. Wäre es nur einer gewesen, ich hätte ihn bezwungen, denn es steht geschrieben: „Der Mensch ist mehr als ein Engel“; da ihrer aber zwei waren, so konnte ich nur zur Hälfte der Offenbarung teilhaftig werden. Darum höre und werde nicht unmutig. Denn auch Gott, sobald er etwas Zukünftiges offenbart, läßt einige Punkte in der Ungewißheit schweben, damit wir nicht in die Versuchung kommen, das Beten aufzugeben. — Ob du an deinem Pflegekind Freude haben wirst, an ihm allein, das konnte ich in dieser Nacht nicht erfahren; aber das ist gewiß, und du kannst alle deine Hoffnungen darauf gründen, daß du überaus großes „Nachas“ (Wonne und Frieden) an seinen Kindern haben wirst. Wundere dich nicht, Samuel, dir ist ein langes Leben beschert. Wenn dein Kadisch das zwanzigste Lebensjahr erreicht hat, dann verkünde ihm die Wahrheit seiner Geburt

und seiner Abstammung. Lehre ihn Gottes Wege gehen, ich werde stets an ihn denken und sein Haupt segnen".

Hoch erfreut über diese Verkündung, nahm Samuel mit dankbarem Herzen Abschied vom Rabbi. Dieser begab sich zur Ruhe, er aber wollte und konnte vor innerer Bewegung nicht mehr schlafen, brach gleich mit Anbeginn der Morgenröte auf und gönnte sich diesmal mit der Achse nach Hause zu fahren.

Während seiner Abwesenheit kam aber über mich eine heftige Kinderkrankheit und erschöpfte ganz die Kraft meines Lebens. Fast zum Erlöschen lag ich da, und meine Mutter rang verzweifelt die Hände. Auch Freide schluchzte und gab schon alle Hoffnung auf meine Genesung auf. Da trat Samuel zur Türe herein. Erschüttert im Innern blieb er im Eingange stehen und wagte es kaum, sich meiner Wiege zu nähern. Endlich ermannte er sich, faßte mich scharf ins Auge, sann und sann, und als ob ihn der Gedanke einer wirksamen Handlung durchzuckte, machte er sich schnell auf und eilte aus allen Kräften ins — Badhaus. Dort entkleidete er sich, stieg in die kalte „Mykwe" bis an die Brust, tauchte dreimal unter und blieb zuletzt solange unter der Oberfläche, als er den Atem einhalten konnte, sinnend ein kräftig Gebet. Dann stieg er empor, kleidete sich schleunigst wieder an und als er nach Hause gekommen, da fand er meine Augen nicht mehr so starr und matt, ja er fühlte, daß ich ihn anschaute, freute sich und tröstete meine beiden Mütter.

Samuel, der sich nun schmeichelte, durch seine fromme Handlung im Bade mich vom Tode gerettet zu haben, brachte in den ersten Tagen meiner Genesung allen Chassidim der Jolles-Gemeinde ein kleines

„Trankopfer“ dar. Er ließ eines Morgens nach Beendigung des Gebetes ein Fäßchen krystallhellen Branntweins ins Bethaus kommen, auch mehrere Pfannen mit gutgebackenem Lebzelt, und jeder mußte vor dem Vorhang der Bundeslade auf meine Gesundheit trinken. Seit dieser Zeit gewannen mich auch die Chassidim lieb, fanden sogar an meiner Stirn die Spuren eines künftigen „Talmud=Chuchim“ und reichten mir vor allen andern Kindern beim „Umgang“ die Thora zum Kusse. Wer war froher als Samuel, da sie nicht mehr wie zuvor meine Zukunft beargwöhnten!

Als ich in der Folge bereits im Gehen und Sprechen einige Geschicklichkeit erlangt hatte, begann Meister Samuel an meiner geistigen Entwicklung zu arbeiten. Vor allem mußte ich jeden Segensspruch, der an den verschiedenen Speisen und Getränken anders lautet, auswendig hersagen können. Ebenso mußte ich, wenn der Vorbeter während der Andacht einen Segensspruch schloß, ein schallendes „Umein“ (Amen) ertönen lassen. Ich ging aber schon in meinem eigenen Eifer so weit, daß ich noch vor dem Schlusse dieses kräftige „Umein“ erklingen ließ. Freilich gaben mir dann die meisten Gesichter mit Mienen und Gebärden einen ernstlichen Verweis, Samuel aber lächelte getrost darüber und umfing mich mit seinem weißen Talisgewande, das ihm beim Beten über Kopf, Schulter und Rücken in langen Falten herabhing. Daran hatte ich aber auch meine Herzenslust. Und wenn es im Chore anging! Wie gerne weideten sich meine Augen an dem wirren Durcheinander der hitzig betenden Chassidim. Die einen liefen mit klapperndem Munde dahin und dorthin, die anderen klatschten mit feuchten Händen und warfen sich eifrig nach rückwärts und voran. Diese bäumten

sich in die Höhe auf den Zehen und ballten die Fäuste mit erhobenen Armen über den allgewaltigen furchtbaren Gott; jene saßen eingewickelt im Talisgewande mit festgeschlossenen Augen und schaukelten sich derart, daß die Wand ihren Rücken zurückstieß. Einige spitzten den Mund und zogen ihn bald in die Breite, senkten und hoben die Augen mit niemals ruhendem Haupte. Hier stand einer mit zwar ruhigem Körper, aber in ewiger Verneinung bewegte er den Kopf. Das alles sah ich mit großem Ergötzen; die Eigenart jeglicher Gestalt fesselte mächtig die Sinne meines Gemütes. Hingegen Samuel, der im militärischen Dienste eine bessere Haltung gelernt, dessen ganzer Leib zu steif war für diese sonderlichen Bewegungen, saß oder stand beim Beten, schaukelte sich zwar, aber mit jener Gelassenheit, wie sie ein langes, schweres Pendel einer dreifach gewichtigen Uhr besitzt, so langsam bewegte er sich hin und her.

Daheim ahmte ich mit meinen Gespielen Alles, was ich gesehen, auf das eifrigste nach. Und so lebte und leibte denn mein ganzes Wesen in der bilderreichen Welt der Orthodoxie, meine Sinne berauschten sich in diesem schäumend-brausenden Leben der himmelstürmenden Chassidim; aus allen ihren Handlungen und seltsam gearteten Sitten zog mein Gemüt den Stoff zu eigener Nahrung und Bildung. Also umfing meine Kindheit ein Zauberkreis, dem zu entrinnen Jeder für unmöglich hielte.

Als Meister Samuel sah, wie gut ich seine mündlichen Überlieferungen in mir verarbeitet hatte, und ich schon überdies fünf Jahre zählte, so machte er sich daran, mich im Lesen der hebräischen Sprache unterrichten zu lassen, damit ich doch einmal selbständig „daw'nen“ (beten) könne. Zu diesem Zwecke gab er

mich in ein „Dardig Cheder“, eine Art Schule, in welcher die jüdiſchen Kinder die Anfangsgründe des Leſens lernen und auch zugleich eine ſtrenge Erziehung genießen. Alſo trug er mich auf dem Arme dahin, ſtellte mich dem Beſitzer der Schule, Rabbi Chune, vor und beſprach ſich mit ihm über den Lohn und die Dauer der Lernzeit. Dann trat der geißelſchwingende „Behelfer“ hemdärmelig heran, ergriff mich raſch, ſetzte mich hoch auf die Bank, längs dem Kreuztiſche hin und legte mir ein Buch vor. Auch der „Unterbehelfer“ erſchien und verſprach jeglichen Freitag friſche Schaufäden an die Zipfel meiner Leibweſte zu binden. Samuel beſtimmte für Beide die Sabbatkoſt, empfahl ſich und ging erfreut ſeines Weges nach Hauſe.

Da im Cheder jeder Knabe insbeſondere unterrichtet zu werden pflegte, ſo habe ich mein Viertelſtündchen täglich an der Seite des Behelfers zugebracht dafür aber den ganzen lieben Tag mit den verſchieden geſtalteten Knäblein und Mägdlein auf Wieſen und Plätzen mich weidlich herumgetrieben. Um dieſe Zeit aber pflegte meine arme blinde Mutter, von einem kleinen Mädchen geführt, daſelbſt zu erſcheinen, um mich zu ſprechen mit betaſtenden Händen. Sie fragte die Geſpielen alle mit hinhorchendem Ohr, wo ihr Kind Joſſele ſei. Ich aber ſchämte mich ihrer kläglichen Geſtalt, zog mich weit hinter die Knaben zurück und ſchrie: „Das iſt meine Mutter nicht! Meine Mutter heißt Freide und hat Augen zu ſehen!“ Dabei hatten noch die Knaben ihr mutwilliges Spiel, denn damit ſie ſich täuſche, warfen ſie ihr jedesmal einen andern Geſpielen zu und ſie ergriff ihn mit haſtiger Luſt. Das geſchah mit jedem Tage. Ihr ſehnſüchtiges Beſtreben, mich zu herzen und zu umarmen, ſchlug im=

mer fehl. So ließ sie sich denn zum Behelfer führen und bezahlte ihn eigens dafür, daß er mir meine Unarten zurechtweise, daß er mir einschärfe, daß nur sie meine Mutter sei. Ach, was half mir das Einschärfen? Mir fehlte die Überzeugung, die erst später durch mächtige Ereignisse in mir geweckt werden konnte. Jetzt aber klagte ich noch vor Samuel, daß mich der Behelfer wegen meines Ungehorsams gegen „Gütele" bestrafte. Freilich verbot es Samuel dem Behelfer, der Behelfer aber erzählte es der Mutter, und die Mutter haderte darum mit Samuel. Also schrie er sie an mit barsch ertönenden Worten: „Zahlst du mir was für ihn, blinde Kuh! Ein Kalb hast du geboren, und ich bildete daraus einen Menschen. Wer hat ihn vom Tode errettet, wenn nicht ich, der ich dreimal unter dem Wasser schier um meinen Atem gekommen?" Gütele aber erwiderte mit bang klagender Stimme: „Er ist ja mein Kind, mein letztes, einziges, von zwölf unglücklich geborenen! Ach, ihr entwöhnt ihn ja ganz meinem Herzen, euch ruft er Vater, Mutter euer Weib, — mich nennt er nur mit Namen, wie man eine Fremde nennt, spottet mein und flieht mich. Ein Mädchen muß ich bezahlen, daß es mich führe von Ort zu Ort, und mein eigenes Kind kann mir weder Stütze, noch Stab sein." — Also stritten sie immer um das elterliche Vorrecht, doch meine Mutter mußte sich ihrem Schicksale ergeben, harrend der Zukunft mit göttlichstarker Geduld. —

D. Frischmann

Ein Schmaus

Eine Geſchichte will ich Euch erzählen: von drei Leuten, die am Verſöhnungstage einen Schmaus veranſtaltet haben. Nicht etwa in einem geheimen Winkel verſteckt, nein, öffentlich, in der großen Synagoge, vor den Augen der ganzen Gemeinde. Nicht einfache Leute waren es, die niemand kennt, vielmehr die vornehmſten frömmſten Männer der Stadt, der Rabbiner und ſeine beiden Dajonim, und auch nach dieſer Tat blieben ſie was ſie geweſen, und die ganze Gemeinde ſchaute zu ihnen empor, wie zu Heiligen . . .

Ich war damals ein kleines Kind, und verſtand den Vorgang nicht recht. Aber ich ahnte, daß etwas großes ſich ereigne.

Es waren dazumal grauſige finſtere Tage. Ein Unglück kam vom Himmel. Zum erſten Mal. Man nannte es Cholera. . .

Aus fernen Ländern, aus Aſien, kam das Geſpenſt zu uns und ſchlich ſich in unſer kleines Städtchen. Es wütete unbarmherzig in den Straßen und würgte in den Häuſern ohne Einhalt. Es raſte wild durch die Nächte und ungeſehen an den hellen lichten Tagen. Wer kann die Toten zählen, die ihm zum Opfer gefallen, wer die Namen nennen? Wer kennt die Zahl der friſchen Grabeshügel?

Am grauſamſten wütete die Peſt in der jüdiſchen Gaſſe. Jung und alt, klein und groß wurden dahin

gerafft. Kein Haus in dem es nicht mehrere Tote gab. Oben im Dachstübchen, über der Wohnung meiner Eltern, fielen an einem Tage neun Söhne, unter uns, in der Kellerwohnung, starb eine Mutter mit vier Kindern. Im Hause gegenüber hörten wir die ganze Nacht schweres Stöhnen, und morgens wußten wir, daß kein Mensch am Leben geblieben war.

Die Leichenwärter und Totengräber stellten ihre Tätigkeit ein, sie konnten die Leichen nicht mehr bestatten. Die Toten lagen auf der Erde, eine Leiche dicht neben der andern und niemand kümmerte sich um sie.

So verging der Sommer und dann kamen die heiligen Tage und dann der heiligste aller Tage, der Versöhnungstag.

Das Kol-Nidre-Gebet: Vor dem Betpulte bei der heiligen Lade steht diesmal nicht der Vorbeter mit zwei angesehenen Bürgern, wie es von alters her Brauch ist, sondern der Rabbiner mit seinen beiden Dajonim. Ringsumher brennen die Kerzen und ihre Flammen knistern leise und unheimlich. Die Betenden drängen sich an die Wände heran, gehüllt in ihre Betmäntel und in den weißen Kitteln und weißen Mützen. An den Wänden schwimmen die Schatten hin und her und bewegen sich unablässig. Sind es die Schatten der Toten, die heute, die gestern, die vorgestern gestorben? Sind sie es, die an den Wänden spuken? Können sie keine Ruhe finden in ihrem Grabe und sind hergekommen?

Die Stimme des Rabbiners ertönt und dann die der Dajonim. Ein Seufzer durchfährt den ganzen Saal. Dem Seufzer folgen Worte. Man spricht die Einleitung zum Gebet:

„Im Namen Gottes und im Namen der Gemeinde



Moritz Gottlieb (1856—1879): Betende Juden.
Gemälde.

im Namen des himmlischen und im Namen des irdischen Gerichtes gestatten wir, daß man mit den Sündern zusammen das Gebet verrichte.“

Ich lausche. Wozu sagt es der Rabbiner? Wo gibt es denn heute Sünder, warum erwähnt er dieses Wort? Scheut er sich nicht, den Satan daran zu erinnern, jetzt, in einer so grausigen Zeit? . . .

Eine herzbeklemmende Angst überfällt mich und ich spüre, daß die gleiche Angst alle, die da in der Synagoge versammelt sind, alt und jung, umfängt. Da sehe ich, wie der Rabbiner den Almemor besteigt.

Wird er heute eine Predigt hersagen; will er eine Strafrede halten oder will er trösten und Mut einflößen? Allein was ich höre ist etwas ganz Neues. Ein neuer Brauch, den ich bisher nicht gekannt. Er spricht eine Seelenandacht für die Toten, die in der letzten Zeit gestorben und nennt sie alle bei ihren Namen. Ach, wie lang ist die Reihe, wie groß die Zahl der Namen, die er nennt. Minute um Minute schwindet und noch ist der Rabbiner nicht zu Ende. Er hätte wahrlich besser getan, die Lebenden aufzuzählen.

In jener Nacht hat niemand die Synagoge verlassen. Nach dem Beten sprach man den Schir hajichud, hierauf ging man zu den Psalmen über, dann griff man zu Mischnajoth und hierauf zu andern heiligen Büchern.

Morgens aber fehlten wieder einige Beter. Sie waren plötzlich niedergestürzt und standen nicht mehr auf. Gehüllt in den Betmänteln und in den Kitteln trug man sie hinaus. So fehlte ihnen nichts mehr zur Überfahrt vom Leben in den Tod. . .

Aus der Judengasse drangen weitere Schreckensnachrichten in die Synagoge. Aber es achtete niemand darauf, niemand fragte und niemand wollte hören. Jeder

hatte Angst zu erfahren, wie es bei ihm zu Hause aussieht.

Am Nachmittag des Versöhnungstages. Auf dem Almemor in der Synagoge steht der Rabbiner hoch aufgerichteten Hauptes.

. . . Im Winkel steht ein Kind — ich bin es ja selbst — und seine Augen können sich von diesem Anblicke nicht losreißen. Der Rabbi ist alt, ein Greis, wohl achtzig Jahre und darüber. Und doch ist seine Gestalt kerzengerade und hoch, daß er alle überragt. Weiß ist sein Bart, weißer noch sein lichtes Kopfhaar, weiß wie frischer Schnee, auch sein Antlitz ist weiß, so daß man es kaum vom weißen Mantel unterscheiden kann. Weiß waren damals auch seine Lippen. Nur die Augen, die großen, brennenden Augen sind schwarz, sammtschwarz, und sie leuchten in einem ungebrochenen jugendlichen Glanze.

Von meiner Kindheit an war ich daran gewöhnt, diesen Mann zu verehren. Schon als Kind wußte ich, daß er ein göttlicher Mann sei, auf dessen Wort alles lauscht, dessen Weisungen die ganze jüdische Welt gehorcht. Ich wußte auch, daß er von jeher geneigt war, den strengen Gesetzesvorschriften einen leichteren Sinn abzuringen, und daß alle Rabbiner sich seinem Urteil beugten, wie dem Urteil der Thora.

. . . Schweigend steht die Gemeinde da und harrt darauf, was der göttliche Mann reden wird. Niemand wagt auch nur hörbar zu atmen. Und der Rabbi spricht: Seine schwache, leise Stimme wird von Augenblick zu Augenblick stärker, so laut, daß sie den ganzen Saal beherrscht. Er spricht von der Heiligkeit des Feiertages, von der Absicht, die der Stifter der Thora damit verbunden hat. Er spricht

vom Leben und Sterben, von den Lebenden und den Toten. Er spricht von der Pest, die wie ein reißender Strom hineingebrochen ist, plötzlich, schrecklich, tückisch, die alles dahinrafft, frißt und nicht satt wird, trinkt und ihren Durst nicht stillt. Wie lange, wie lange noch?

Seine bleichen Wangen und seine Lippen färben sich allmählich rot und plötzlich höre ich ihn laut sagen:

„Und sieht der Mensch, daß Leiden über ihn kommen, so ist es seine Pflicht sich und seine Taten zu untersuchen. Nicht nur die Handlungen zwischen ihm und Gott, zwischen ihm und seiner eignen Seele, sondern auch die Handlungen zwischen ihm und seinem eigenen Körper, zwischen ihm und seinem eigenen Fleische, zwischen ihm und seinem täglichen Leben . . . . .“

Noch immer steht er da und spricht: Von der Reinlichkeit, die das Leben erhält, und vom Schmutze, der das Leben dahinrafft. Er spricht von Hunger und Durst und davon daß Hunger und Durst böse Engel sind, die dem Menschen das Leben rauben, sobald eine Pest kommt, zu töten und zu vernichten, zu vernichten und zu töten . . .

Und dann:

„Es steht geschrieben: W'chaj bohem, w'lo schejomuß bohem. Das bedeutet, leben soll man, durch sie, durch die Gebote, aber nicht sterben durch sie. Und weiter sagen die heiligen Weisen: Ess laassoss l'Adonoi hephero torussechu: Zuweilen giebt es eine Zeit, wo es angebracht ist, ein Gebot der Lehre zu übertreten. Zuweilen ist es geboten, daß man die Gesetze verletzen soll, um dadurch Welt und Leben zu erhalten!“ . . .

Plötzlich höre ich ihn aufschluchzen, und mir wird es warm und weich in der Seele. Und wie ich im Winkel

dastehe, bebend und zitternd, beginne ich mitzuweinen und Träne um Träne fließt aus meinen Augen.

Noch heute sehe ich ihn oben stehen, wie er die Hand ausstreckt, die Dajonim herbeiwinkt und sehe, wie die beiden zu ihm auf den Almemor hinaufsteigen.

Alle drei stehen auf dem Almemor, der Rabbi der Höchste, in der Mitte, die beiden Dajonim niedriger als er, der eine zur rechten der andere zur Linken. Was flüstert ihnen der Rabbi ins Ohr? Warum ist er kreidebleich geworden?

Darauf höre ich ihn und die beiden Dajonim gar sonderbare Worte sagen. Klar und deutlich ist ihre Rede und doch kann ich den Sinn nicht erfassen. Wie aus einem Munde kommen die rätselhaften Worte hervor:

„Im Namen Gottes und im Namen der Gemeinde gestatten wir heute zu essen und zu trinken“.

Eine schreckliche Stille, eine Todesstille herrscht in der ganzen Synagoge.

Plötzlich verstehe ich unheimlich deutlich, was der Rabbiner von uns verlangt. Er verlangt, daß Juden am Versöhnungstage nicht fasten, sondern essen sollen, wegen der Pest, wegen der Pest, wegen der Pest!

Ich beginne laut zu schluchzen. Nicht ich allein schluchze, viele schluchzen mit mir, auch die drei dort auf dem Almemor. Am lautesten schluchzt der Höchste unter ihnen, er schluchzt wie ein kleines Kind. Wie ein kleines Kind, so fleht er. Seine Worte sind so weich und milde. Zuweilen kommen die Tränen und ersticken ihm die Worte in der Kehle:

„Essen, gehet essen, es ist so eine Zeit: Es gibt Zeiten, wo es geradezu ein Gebot ist, die Thora zu

verletzen. Leben soll man durch sie, durch die Gebote, nicht sterben soll man durch sie."

Aber es rührt sich niemand von seiner Stelle.

Und flehentlich fährt er fort, daß er über sich die große Sünde nehme, sie aber werden rein vor Gott sein, rein, ohne Sünde, ohne Fehl.

Aber es rührt sich niemand von seiner Stelle.

Und plötzlich verändert sich seine Stimme, er bittet nicht mehr, er befiehlt:

„Ich gestatte, ich, ich, ich!"

Wie Pfeile fahren seine Worte einher, wie Blitze treffen sie. Niemand aber rührt sich von seiner Stelle.

Und wieder wird seine Stimme weich und flehentlich:

„Warum habt ihr euch alle gegen mich verbunden, warum wollt ihr mich zum Äußersten bringen? Ist es euch denn nicht genug, was ich heute vom frühen Morgen bis jetzt gelitten habe?"

Auch die Dajonim helfen ihm und reden auf die Gemeinde bittend ein — vergebens.

Und das Gesicht des göttlichen Mannes wurde noch bleicher als früher. Tief sinkt sein Kopf auf seine Brust hinab und ein Seufzer, ein tiefer, herzzerreißender Seufzer durchdringt die Synagoge von einem Ende bis zum andern, und hierauf läßt sich ein Flüstern vernehmen:

„Es ist Gottes Wille," sagt er mit trockener Stimme, als ob er zu sich selbst reden würde.

„Zweiundachtzig Jahre bin ich alt geworden und noch nie habe ich bewußt ein göttliches Gebot verletzt. Aber das ist ja auch ein Gebot, eine Lehre, ein Gesetz. Es scheint Gottes Wille zu sein, daß ich nicht eher sterbe, bis ich nicht auch dieses Gebot halten werde."

Und Stille herrscht eine Minute lang, Stille, wie in einem Totenhaus.

Wieder ertönt die Stimme des Rabbiners. Er ruft den Schames herbei. Der Schames ſteigt zu ihm hinauf und er flüſtert ihm etwas ins Ohr. Dann ſpricht er leiſe mit den Dajonim. Dieſe nicken ihm zuſtimmend zu. Der Schames verläßt lautlos die Synagoge und bald kehrt er zurück, eine Flaſche Wein, Gläschen und Kuchen in dən Händen.

. . . Wäre mir ein noch ſo langes Leben beſchieden, jene Szene werde ich nie vergeſſen. Noch jetzt, wenn ich meine Augen ſchließe, ſehe ich ſie vor mir, die drei, die am Verſöhnungstage gegeſſen haben.

Drei große, heilige Männer ſtehen auf dem Almemor in der Synagoge und eſſen am Jom Kippur vor den Augen der ganzen Gemeinde. Es waren Helden!

„Ihr habt es von mir gefordert, ich habe es getan“, ſagte der Rabbiner. — Seine Stimme iſt klar und bebt nicht mehr. — „Gottes Name ſei geſegnet!“

Und die Gemeinde ißt mit und weint. . .

Schnurren, Anekdoten, Geiſter=geſchichten, Sprichwörter, Verſchiedenes.

REB SCHAJE GURGEL.

Bei uns im Städtchen gibt es einen Batlen, den man Schaje Gurgel nennt. Wie kommt er aber zu diesem Spitznamen? Die Geschichte hat sich in Wahrheit so zugetragen:

Reb Schaje war ein einfacher Batlen. Er ernährte sich vom Psalmensagen und Mischnajothlernen gegen milde Gaben. Nun passierte einmal etwas Außergewöhnliches: Unser Reb Schaje hat ganze vierzig Kreuzer auf einmal verdient. Er rennt voller Freude nach Hause zu seiner Alten: „Frau, mach' Schabbes!" Die Frau besorgt sofort Challe, Branntwein und Lichte; da es aber zum Fleisch nicht mehr reicht, kauft sie eine lange Gurgel von einer Gans. Beim Kochen bekommt sie große Lust, davon zu kosten, denn sie hat — unter uns gesagt — vielleicht an die zehn Wochen kein Stückchen Fleisch im Mund gehabt. So fängt sie an, sich von dem Hälschen einzelne Ringe abzureißen. Ein Stück nach dem andern — Ring auf Ring — .... wie sie sich umschaut, ist von der Gurgel keine Spur geblieben. Mittlerweile ist es dunkel geworden, unser Reb Schaje kommt mit einem behäbigen „Gut Schabbes" herein und hinter ihm her noch so ein kleines Männchen. „Frau, ich habe dir zum Schabbes einen Gast mitgebracht." Ihr wird ganz schwarz vor den Augen. Sie läßt sich aber nichts merken und stößt ihren Mann leise an: „Mann,

hast du die Messer zum Schabbes geschärft?“ Da geht er verlegen an den Schrank, nimmt ein Messer in die Hand und schaut sich's stumm an. Sie aber schnell zum Gast: „Unglücksmensch, mein Mann ist ein Räuber, er will Euch die Gurgel abschneiden!“ Der Mann macht schleunigst, daß er fortkommt. Sie aber kreischt los: „Dein schöner Gast ist mit der Gurgel davongelaufen!“ Reb Schaje stürzt — das Messer in der Hand — dem Gast nach und schreit: „He, guter Freund, gebt die Gurgel her!“ Der Gast schlägt Lärm: „Hilfe, rettet, der Räuber will mir die Gurgel abschneiden!“

Seit damals heißt unser Batlen Reb Schaje Gurgel.

DER TOTENWÄCHTER.

Reb Todres, der reichste Mann im Städtchen, ist — was ich euch nicht wünsche — gänzlich verarmt. Da kommt die Gemeinde zusammen und überlegt wie man ihm einen anständigen Verdienst verschaffen könne. Einer bringt vor, es sei doch recht, ihn zum Stadtchasen zu machen, da er eine schöne Stimme habe und ein stattlicher Mann sei. Meint ein anderer dazu: „Reb Todres stottert doch, mit Verlaub, beim Beten." Wieder ein anderer gibt den Rat, Reb Todres solle Lehrer für die ganz Kleinen werden. Nun hält er aber den Siddur verkehrt. Es geht also wieder nicht. Nach langem Hin und Her beschließt man endlich, unser heruntergekommener Reb Todres solle der Oberste der Totenwächter werden. Nun will man aber noch ausprobieren, ob er nicht etwa ein Hasenfuß ist. Man nimmt einen Bauernkerl, zieht ihm Totengewänder an und legt ihn in ein Häuschen, das ganz frei mitten im Felde steht. Dann holt man Reb Todres, damit er die ganze Nacht bei der Leiche wache und Psalmen lese. Wie er so eine halbe Stunde Psalmen lesend dasitzt, fängt die Leiche an mit den Beinen zu zappeln. Reb Todres wird ärgerlich und wendet sich mit folgenden Worten an sie: „Liebe Leiche, ich bin nicht von heute, ich habe schon Tausende von Leichen gesehen, aber alle haben brav und ruhig gelegen, bis sie in ein ordentliches jüdisches Grab gekommen sind. Lieg auch du ruhig!" Es wird wirklich so für anderthalb Stunden still. Dann aber hebt die Leiche einen Arm hoch, ein Bein,

den Kopf und glotzt ihren Wächter mit stieren Augen an. Reb Todres wird böse, er geht voller Wut auf die Leiche zu: „Ich sehe jetzt, daß meine selige Großmutter, die Zurtel Trane, wirklich recht hatte, daß es unter Leichen auch unverschämte Gesellen gibt. Laß dir's noch einmal sagen: Hab Gott im Herzen! Wo nicht, wird's dir schlecht ergehen, und es wird ein böses Ende nehmen." Es gibt wieder ein Weilchen Ruhe. Dann aber richtet sich der Tote plötzlich auf und brüllt los, daß die Wände zittern. Unser Oberwächter entbrennt wie das höllische Feuer: „Bist du tot, so lieg still, zum schwarzen Jahr!" Und er versetzt dem Toten ein paar Hiebe mit einem dicken Stock. Dieser seufzt auf und bleibt dann ruhig liegen. Reb Todres wird's wieder wohl, und er sagt: „Nimm mir die paar Schläge nicht übel, liebste Leiche, nun sehe ich, daß du doch weißt, was sich gehört."

In aller Frühe bei Tagesanbruch erscheint die Gemeinde in dem Häuschen, um sich eine Hetz zu machen. Was tut die Leiche? Sie rührt sich nicht. Gewaltiger Radau, furchtbare Aufregung. Man schleppt den unglücklichen Wächter zum Richter. „Ihr Herren", verteidigt sich Reb Todres, „ich bin ein schlichter Mann. Von meinen Vätern her weiß ich es, daß eine ordentliche Leiche ruhig zu liegen hat. Dieser Lümmel aber hat Späße machen wollen. Da habe ich ihm ein paar Gehörige heruntergehauen, da hat er sich beruhigt." Man ließ Reb Todres daraufhin frei und war dann stets sehr zufrieden mit ihm.

CHELMER GESCHICHTEN.

I. Frischer Schnee.

In Chelm ist es, wie in allen kleinen Städten, Sitte, daß der Schames in aller Frühe durch die Gassen geht und ruft: „Geht in Schul herein!“ Nun war der erste Schnee gefallen, und die Chelmer glauben, daß man sein Gedächtnis stärkt, wenn man sich die Stirn mit frischen Schnee wäscht. Deshalb war es ihnen um den neuen Schnee schade, den der Schames auf seinem frühen Weg zertreten würde. Drum kamen sie zusammen und beschlossen, daß der Schames nicht zu Fuß gehen solle, sondern vier Männer sollten ihn tragen, und so sollte er die Leute zum Beten rufen.

II. Der Hahn.

Am frühen Morgen des Hoschanah=Rabba steht der Hahn des Rebben vor dem Putzspiegel der Rebbezin. Er steht und schaut und wird bös, fängt an, sich mit dem Hahn im Spiegel zu zanken und springt mit großem Grimmzorn dem Feinde entgegen. Ein Wort gibt das andere, und sie kämpfen, was das Zeug hält. Krach . . . der Spiegel der Rebbezin liegt in Scherben am Boden, wie ein alter Schalenttopf aus Terachs Zeiten. Die Rebbezin erhebt ein gewaltiges Geschrei, als ob die Sukke unbenutzbar geworden sei. Der Hahn wird ergriffen und vor Gericht gebracht. Das Urteil lautet: Steinigung. Während des Gottesdienstes wird hinter dem Bad eine Grube bereitet. Die Ge=

meinde läßt Lulew und Esrig liegen und geht hinaus. Man ſtopft ſich die Taſchen voll mit Steinen, Kletten, faulen Kartoffeln, Strünken von Maiskolben, Werg, ſämtlichen Eiern mit Blutstropfen, die ſich im Städtchen vorfinden, und die man nicht eſſen darf, mit den eingeſchlagenen Zähnen von Abtrünnigen, und ſo ſtellt man ſich hin und wartet nur auf den rechten Augenblick, um das heilige Gebot zu erfüllen, wie es heißt: „Das ganze Volk soll ſchauen und in Ehrfurcht erbeben.“ Da ruft ein beſonders Kluger, Reb Juckele von Peczynizn: „Scht . . ., was macht ihr? Ihr wollt den Hahn in die Grube werfen. Er wird euch doch davonfliegen!“ Und alle machen große Augen, ſtehen mit aufgeſperrten Mäulern da, und da ja die Gemeinde beiſammen iſt, fängt man an zu beraten. Der Schames Reb Paltiel Wajſoſſo ſchlägt vor: man ſolle ihm auf der Stelle 18 Rubel in die Hoſentaſche geben, dann werde er den Hahn unter dem Rock an ſeiner Bruſt feſthalten, und ſo ſolle die Steinigung geſchehen. Kaum fängt man aber damit an, ſo fliegt der Hahn aus des Schames Rock heraus, und der Schames wird zu Tode geſteinigt.

DER SCHUHMACHER UND DIE LEJZIM.

Ein Schuhmacher, der einmal in einer Winternacht sehr früh aufgestanden war, um seine Ware für den Markt vorzubereiten, bemerkte, als er bei der Arbeit saß und ein Haufen fertiger Schuhe neben ihm lag, wie jemand die Zunge durch das Fenster hereinsteckte, die so lang war, daß sie bis zu ihm reichte. Eine solche Riesenzunge hatte er nie im Leben gesehen. Er nahm schnell sein scharfes Messer und schnitt ihr die Spitze ab, in der Meinung, der Eigentümer werde mit dem übriggebliebenen Rest davonlaufen. Doch sieh! Jener steckte unbekümmert seine Zunge, die eine neue Spitze bekommen hatte, wieder herein. Dies machte dem Schuster Spaß, und er schnitt wieder die Spitze ab. Aber je mehr er schnitt, desto größer wurde die Zunge, die jener Unbekannte immer wieder hereinschob. So ging es bis zum Morgen. Als der Tag zu grauen anfing, bemerkte der Schuster zu seinem Entsetzen, daß er nicht der Zunge des Unbekannten, sondern allen seinen Schuhen die Spitzen abgeschnitten hatte. Diesen Streich spielte ihm ein Letz, ein neckischer Hausgeist. Die Lejzim pflegten nämlich früher Dachboden, Keller und Scheunen zu bewohnen und waren meist den Menschen aufsässig, wurden aber dann von den wundertätigen Rebbes in die Wälder verbannt.

DIE GEISTER IN DER SYNAGOGE.

Die abgeſchiedenen Seelen pflegen des Nachts in die Synagoge zu kommen, um zu beten und aus der Thorarolle vorzuleſen. Und wenn jemand um zwölf Uhr nachts an einer Synagoge vorübergeht und von den Toten zur Thora gerufen wird, muß er unbedingt hineingehen, was aber eine große Gefahr bedeutet. Und faſt in jeder Stadt zeigen ſich die Kinder einen alten Mann aus der Gemeinde, dem ein ſolches Abenteuer paſſiert iſt. In Kolbuszowa gab es einen ſolchen Helden namens Baruch König. In ſeiner Ratloſigkeit iſt er zum alten Rebben, der ein großer Wundermann war, gegangen. Dieſer gab ihm ſeinen Stock und ſeinen Talis und befahl ihm, furchtlos hinzugehen. Er ging hinein, ohne ſich umzuſchauen, trotzdem er von allen Seiten gekniffen wurde und trat auf das Almemor, machte den üblichen Segensſpruch, hörte einen Abſchnitt vorleſen und ging wieder hinaus.

DIE RETTENDEN VÖGEL.

In die Mitte des Winters fällt der „Samstag des Geſanges“ (Schabbos Schiroh), ſo benannt nach dem Liede, das die Söhne Iſrael nach dem Übergange über das Rote Meer geſungen. Dieſes Lied iſt in dem an dieſem Samstage vorzuleſenden Thoraabſchnitte, zweites Buch Moſes, Kapitel 45, enthalten, in dem auch zum erſten Male des Manna Erwähnung geſchieht. An dieſem Samstage wird vor allen Häuſern den Vögeln Heidegraupen geſtreut und dieſer Brauch iſt folgendermaßen entſtanden.

Als Gott den Kindern Iſrael das Manna geſchickt, ließ er ihnen durch Moſes verkünden, daß am Sabbat kein Manna fallen werde, weshalb jeder am Freitag Vorrat für zwei Tage ſammeln möge. Es fanden ſich aber einige böſe Männer, die, um Moſes Lügen zu ſtrafen, am Freitag abends Manna ausſtreuten, damit es am nächſten Tage vom Volke gefunden werde. Doch die Vögel waren früher als das Volk aufgeſtanden und hatten alles verzehrt.

Zum Danke dafür, daß ſie einſt Moſes vor Schande bewahrt, werden ihnen am Schabbos Schiroh vom Volke Graupen geſtreut.

DER EHRLICHE SCHNEIDER.

Ein Schneider in der Stadt Brest bestimmte vor seinem Tode, daß man ihm aus dem Tische, an dem er zeitlebens gearbeitet hatte, seinen Sarg zimmern solle. In die Hände aber sollte man ihm seine Elle legen. Als man ihn befragte, was denn diese Verfügung zu bedeuten hätte, gab er zur Antwort: „Mein Tisch und meine Elle sollen als zwei wahrhaftige Zeugen bestätigen, daß ich von den Stoffen, die ich in Arbeit bekommen, mir niemals auch den kleinsten Rest angeeignet habe."

DAS KILIKOWER URTEIL.

Der Schuster von Kilikow hatte einen Mord begangen und wurde zum Tode verurteilt. Als man ihn zum Galgen führte, überlegten sich die Kilikower: „Wir haben nur einen Schuster im Ort, und der soll gehängt werden? . . . Was tun? — Wir haben doch zwei Schneider, und an einem hätten wir genug. Wollen wir doch lieber den einen der beiden Schneider aufhängen." Gesagt getan. Sofort wurde der eine der beiden Schneider gefaßt und aufgehängt. Darum wird von jedem seltsamen Urteil gesagt: Es ist ein Kilikower Urteil.

SPRICHWÖRTER.

1. In Polen ist nichts zu holen.
2. Neuer König, neue Bedrückung.
3. Unsere Hasser mögen haben nur ein Auge, ein Kind, ein Hemd.
4. Elend treibt zur Sünde.
5. Der Lebende beneidet den Toten.
6. Will man die Mahlzeit in Ehren halten, muß man sie in zweie spalten.
7. Steh auf, der Pole will sich setzen!
8. Vor lauter Not ißt man weißes Brot.
9. Ob groß oder klein — ein Geschäft muß es sein.
10. Ein Puriz hat im Sinne Pferd' und Hünd', der Jude Weib und Kind.
11. Einen schlechten Puriz soll man nicht verwünschen, der neue kann noch schlechter sein.
12. Was hab' ich vom Polnischreden, wenn ich nicht den Hof betreten darf.
13. Wenn der Jude pfeift oder der Puriz sich kratzt, bedeutet's nichts Gutes.
14. Wie der Puriz, so seine Hünd und sein Gesind'.
15. Hat der Jude recht, so bekommt er erst recht Prügel.
16. Ist der Jude hungrig, so singt er, ist der Bauer hungrig, prügelt er sein Weib.

EIN PECHVOGEl.

I. Vergebliche Hilfe.

In einem Städtchen lebte unter einem Puriz ein Melamed. Sein ganzes Leben hatte er in großer Not verbracht, und was er auch anfangen mochte, nichts wollte ihm glücken. Der Puriz aber war ein guter Mensch, der Mitleid mit dem Melamed hatte und ihm gern helfen wollte. Er pflegte ihm öfters Geld und Kleider zu schenken, doch dies alles nutzte wenig. Endlich beschloß der Puriz, einmal auszuprobieren, ob unser Melamed, wie dieser behauptete, wirklich von Gott zum Schlemiel bestimmt wäre. Eines Tages legte er auf den schmalen Fußweg, der zum Schloßhof führte, einen Beutel mit Geld hin und ließ dem Melamed befehlen, sofort auf demselben Wege zu ihm zu kommen. Als der Melamed erschien, fragte ihn der Puriz: „Wie geht es, Moschko, bist du vielleicht inzwischen reich geworden?“ „Nein, gnädiger Herr,“ antwortete der Melamed, „ich werde wohl schon mein Leben lang ein armer Schlucker bleiben“. „Moschko, du lügst; bist du auf dem Wege gekommen, den ich dir vorgeschrieben habe?“ „Selbstverständlich, gnädiger Herr, wenn der Puriz befiehlt, muß man doch gehorchen.“ „Und du bist da auf nichts gestoßen?“ forschte der Puriz weiter. „Nein, nein, gnädiger Herr, so wahr Gott mir und euch helfe“. „Das ist schon ganz gewiß gelogen“, schrie der Puriz voller Wut, packte den Melamed am Kragen und schleppte ihn auf den Weg, wo er den Beutel niedergelegt hatte. Und wirklich lag der Beutel noch da. “Wie ist es nur

möglich," wunderte sich der Puriz, „wie bist du denn eigentlich gegangen?" Der Melamed bekam einen Schreck. Er dachte, der Puriz hätte wer weiß welchen Verdacht gegen ihn. „Gnädiger Herr," begann er sich zu rechtfertigen, „Gott kennt die Wahrheit, ich bin unschuldig. Wie ich zu euch ging, überlegte ich mir, daß ich eigentlich gegen Gott nicht murren dürfte. Es gäbe doch viele, die es noch schlimmer hätten als ich. Zum Beispiel, dachte ich mir, wie soll nebbich ein Blinder seinen Weg finden? Ich schloß die Augen und wollte ausprobieren, wie so ein Blinder geht. Und so bin ich aufs Schloß gekommen, lieber gnädiger Herr." Da sah nun der Puriz, mit welch einem Schlemiel er es zu tun hatte. „Mojsche," sagte er, „ich will es noch einmal mit dir versuchen, hier schenke ich dir den Beutel, mit allem, was darin ist, das sind fünfhundert Gulden; fahr damit zur Messe und fange an zu handeln wie alle Juden". Reb Mojsche bedankte sich sehr beim Puriz, nahm das Geld und fuhr damit nach Leipzig zur Messe. Die Verkäufer merkten gleich, was das für einer war und redeten ihm ein, daß die beste Ware, die er kaufen könnte, Schwänze aller möglichen Tiere wären. Er könnte sie zu Hause zehnmal so teuer verkaufen. Reb Mojsche griff sofort zu, kaufte für sein ganzes Geld Schwänze, mietete einen Wagen und begab sich heimwärts. „Na," dachte er bei sich, „da hat mir Gott doch wirklich eine Mezije zugeschickt; von dem Erlös werde ich dem Puriz sein Geld zurückgeben. und der Gewinn wird für mich, für meine Frau und die Kinderchen bis ans Lebensende reichen". Als aber der Puriz den guten Kauf sah, da sagte er: „Ei, Moschko, Moschko, dir ist wirklich schwer zu helfen, ein Schlemiel warst du, ein Schlemiel bleist du. Aber höre, ich will dir noch einmal aus=

helfen". Und er ließ in allen Dörfern verkünden, daß kein Bauer in das Städtchen zum Markt kommen dürfte, ohne einen Schwanz mitzubringen. Reb Mojsche befahl er aber, sich mit seinem Wagen vor dem Tore aufzustellen und keinen Schwanz unter einem Gulden zu verkaufen. Den armen Bauern blieb nichts übrig, als den Gulden zu zahlen. Und so wurde Reb Mojsche alle seine Schwänze los. Als er aber selbst zum Tore kam, um in die Stadt zu gelangen, da fragte ihn der Wächter: „Wo ist denn dein Schwanz? Ich darf keinen ohne Schwanz hereinlassen". „Was soll das heißen," rief der Melamed aus," „ich brauche doch keinen Schwanz". Aber der Wächter ließ ihn nicht herein, und er mußte um nach Hause zu kommen, seinen ganzen Erlös für einen einzigen Schwanz hergeben, den jener schon bereit liegen hatte.

2. Ein jüdischer Räuber.

Nachdem der Melamed noch manchen Beruf ausprobiert hatte, beschloß er, Räuber zu werden. Eines Tages nahm er ein großes Küchenmesser, ging damit in den Wald und versteckte sich hinter einen Baum, der nahe bei der großen Landstraße stand. Er wartete stundenlang, ohne daß irgend jemand daherkam. Inzwischen war es Zeit geworden, Minchah zu beten. Wie er mitten in der Scheminessra ist, sieht er einen Wagen kommen. In dem Wagen sitzt ein Jude, und Reb Mojsche, um das Gebet nicht durch reden zu unterbrechen, gibt ihm durch Gebärden zu verstehen, daß er halten soll, was jener auch tut. Reb Mojsche spricht das Gebet zu Ende, tritt auf den Reisenden zu und begrüßt ihn: „Scholem alejchem." „Was macht ihr hier," fragt jener,

„so ganz allein im Walde?" „Was ich hier mache? Ich bin ein Räuber". „Nun und?" „Nun und? Ich bin ein Räuber, sage ich euch, und will euch alles wegnehmen. Gebt euer Geld her!" „Mein Geld kann ich euch nicht geben, denn ich muß zum Jahrmarkt". „Dann will ich den Wagen und das Pferd". „Und ich soll zu Fuß gehen?" „Vielleicht den Mantel?" „Und ich soll frieren?" Jetzt geht Reb Mojsche die Geduld aus, und er schreit wütend: „So gebt mir wenigstens eine Prise Tabak!".

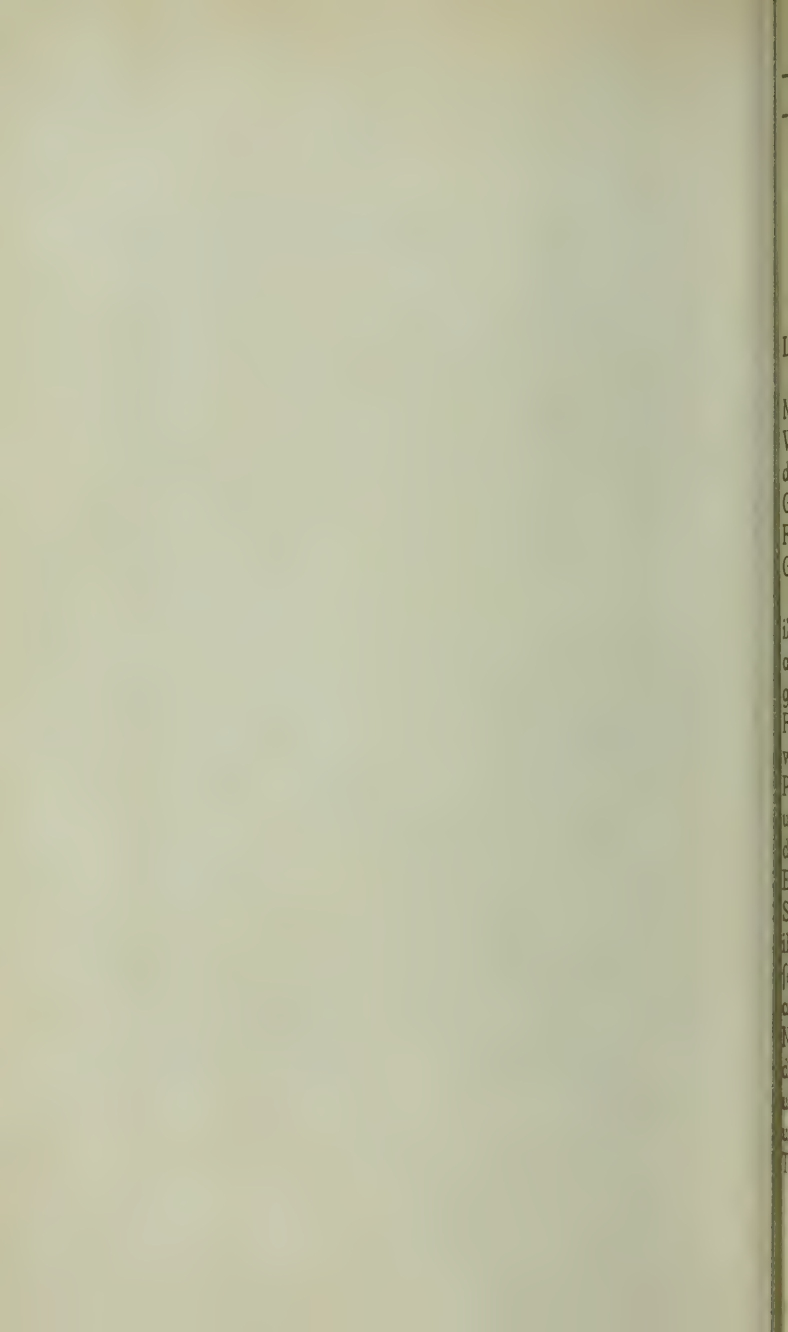
3. Gift.

Reb Mojsches Frau sah nun ein, daß sie selber daran gehen müsse, die Familie zu ernähren. Sie zog mit Waren übers Land, indessen der Mann die Hausarbeit verrichten mußte. Eines Tages soll er die Kuh melken. Das Vieh schlägt aus, und der neue schöne Topf geht in die Brüche. Großer Schreck erfaßt Reb Mojsche. „Wenn meine Alte nach Hause kommt und die Scherben sieht. . . lieber den Tod". Und er beschließt, selber Hand an sich zu legen. Doch wie? Waffen hat er nicht, ein Strick ist nicht zur Stelle. Soll er zum Flusse gehen und sich ertränken? Das wagt er nicht, denn die Frau hat ihm strengstens verboten das Haus zu verlassen. Da fällt ihm etwas ein. Im vorigen Sommer hat die Frau eingekocht. „Was machst du da?" hat er sie damals gefragt. . . „Gift" hat sie freundlich wie immer geantwortet. Nun geht Reb Mojsche in die Kammer holt den Topf mit dem Eingemachten, verkriecht sich auf den Dachboden, spricht das Sterbegebet und beginnt von dem Gift einzunehmen. Es vergehen Stunden. Der Topf ist leer, aber der Tod will immer noch nicht

kommen. Wohl aber kommt Reb Mojsches Frau heim. Als sie nach langem Suchen den Mann in seinem Versteck findet, Gesicht, Bart und Hände über und über beschmiert, fällt sie mit dem langen Besen über ihn her. Diesmal versucht aber Reb Mojsche nicht zu fliehen. „Schlag nur, soviel du magst," ruft er höhnisch „Jetzt bin ich dich doch bald los . . ."



Jüdische Hochzeit.



DER SCHATZGRÄBER.

Rabbi Henoch aus Alexandrow erzählt von ſeinem Lehrer dem heiligen Rabbi Simcha Bunam. Der ſagte:

Jedem Jüngling, der ſich aufmacht, um zum erſten Mal zum Zaddik zu wandern, um einzutreten in die Welt der Chaſſidim, ſollte erzählt werden die Geſchichte des Rabbi Eiſik Reb Jekeles, der in Krakau das große Gotteshaus erbaut hat, das nach ſeinem Namen die R. Eiſik R. Jekelesschul heißt. Und das iſt die Geſchichte:

R. Eiſik R. Jekeles träumte einen Traum, in dem ihm aufgegeben wurde, nach Prag zu wandern. Dort am königlichen Burghof, unter der Fallbrücke, ſollte er graben, und er würde einen Schatz finden, der ihn zu Reichtum bringen wird. Der Traum kam Nacht um Nacht wieder. So begab ſich R. Eiſik R. Jekeles von Krakau nach Prag. Dort ging er zur königlichen Burg, ſah den Burgwall und die Fallbrücke, aber da waren königliche Söldner, die im Wachdienſt auf und ab ſchritten, Tag und Nacht. Er ſah, daß es hier nicht möglich ſein würde, nach dem Schatz zu graben. Und eine große Traurigkeit ergriff ihn. Mit vielen Mühen hatte er die weite Reiſe gemacht; ſeine ganze Habe hatte er auf ſie gewendet, nun ſollte alles umſonſt geweſen ſein, und er ſollte in Kummer und Not heimziehen. So blieb er den ganzen Tag in der Nähe der Fallbrücke, in Gedanken nach einem Ausweg ſuchend, und erſt als die Nacht kam, ging er, müde vom Sinnen und Suchen, zur Ruhe in ſeine Herberge. Am nächſten Tag war er früh am Morgen wieder am Burgwall,

ging unruhevoll planend und suchend hin und her bis zum Abend, und so auch den dritten Tag.

Der Obrist der königlichen Leibwache sah den Juden, ärmlich, gedrückt und kummervoll suchend am Burgwall. Er ließ ihn rufen und sprach ihn mit gütigen Worten an. Was er hier suche, und um wessentwillen er die Tage über hier verweile. Da erzählte ihm der Jude vertrauensvoll von seinem Traum, den er die Nächte hintereinander geträumt hatte, und daß hier ein großer Schatz verborgen sei, und daß er um seinetwillen nach Prag gewandert sei, mit vieler Mühsal und Entbehrung.

Da lachte der Obrist laut auf und rief, da könnte er auch, von Träumen genarrt, eine weite Reise machen; hätte er doch einmal geträumt, er sollte nach Krakau ziehen, dort würde er einen Mann mit Namen R. Eisik R. Jekeles finden, und wenn er im Hause dieses Juden in den Mauern unter dem Herde suchen würde, so würde er einen großen Schatz finden. Aber wer wird Träumen trauen, die lügen und trügen. Ihretwegen nach Krakau wandern! Und der arme Jud hat sich narren lassen, den weiten Weg hierher zu machen.

Als R. Eisik R. Jekeles die Rede des Obristen hörte, ging ihm der Sinn der Weisung, nach Prag zu reisen, auf. Er hatte hierher wandern sollen, um zu hören, daß der Schatz zu Hause zu finden sei, und er verstand, daß es nun seine Sache sei, heim zu ziehen, und in seinem Hause zu suchen und zu streben nach dem Schatz. Er wandte sich und zog heimwärts, und suchte, und fand in seinem Hause den Schatz und wurde zum reichen Manne. Später ließ er das Bethaus erbauen, das nach seinem Namen noch heute R. Eisik R. Jekelesschul heißt.

Diese Geschichte als Gleichnis zu erfassen, tut jedem Jünger not, der beim Zaddik und Rabbi weilt. Er muß erkennen, daß er den Schatz, den er zu heben vermag, nicht beim Rabbi zu suchen hat, sondern in seinem eigenen Hause. Dann wird er auf seinem Schatze wirken und streben, mit seinen eigenen Kräften, und er wird zum Ziele kommen und wird bekräftigt finden das Wort: „Denn nah bei dir ist Ding und Wesen, mit deinem Munde, mit deinem Herzen ist es zu schaffen."

In ihm selber liegt es, so wird er es erfassen.

DIE LEBENSANWEISUNG.

Nach dem Tode eines Zaddiks kam einer seiner Anhänger um einzutreten in die Gemeinschaft des heiligen R. Bunam.

R. Bunam fragte den Ankömmling, welchen Weg der verstorbene Zaddik gegangen war, um seinen Kreis auf seine besondere Weise zum Dienste des Höchsten und zur Heiligkeit zu führen. Darauf erzählte der Jünger, daß es dem Zaddik Hauptaufgabe gewesen sei, sie zur Demut und Selbsterniedrigung zu bringen. Ein heiliger Brauch des Zaddik war es, erzählte er, daß jeder, der ihn aufsuchte, ob es ein großer Rabbi war oder ein reicher und angesehener Mann, grobe, erniedrigende Arbeit verrichten mußte. So sollte jeder zwei große Eimer mit Wasser vom Brunnen, der jenseits der Landstraße stand, herbeitragen. Durch Tun und Wandel wollte der Zaddik so zur Demut erziehen.

Der heilige und weise R. Bunam hörte den Bericht des Jüngers, der weiter und im Einzelnen das Wesen und die Weise seines verstorbenen Zaddiks schilderte, und wie der Zaddik auf die Menschen durch handgreifliche Mittel und Beispiele für den Alltag des Lebens zu wirken gesucht hatte.

Da erwiderte R. Bunam dem Jünger: „Ich will dir eine Geschichte erzählen.

Ein König ließ einmal drei Männer gefangen nehmen und in ein Verließ werfen. Zwei von den Männern waren gelehrt und weise, der dritte aber ein Tölpel. Täglich wurde ihnen ihre Nahrung in sonderbaren Gefäßen in das finstere Verließ hinab=

gelassen. Der Tölpel konnte in der Finsternis nicht erkennen, was man ihnen reichte. Er wußte mit der Speise nichts zu beginnen, wußte nicht wie sie zum Munde zu führen, wie sie zu essen, und wie aus den Gefäßen zu trinken.

Einer der Weisen wies ihm die Merkmale, woran Gerät und Speise zu erkennen waren und unterwies ihn auch sonst in allem. Er mußte ihn aber täglich neu belehren, denn täglich wechselten die Geräte und auch die Speisen. Der andere aber beteiligte sich nicht an der Belehrung. Nach einigen Tagen sagte der erste: Warum sitzt du so teilnahmslos und siehst zu, wie ich mich mit dem Manne abmühe, Tag für Tag. Hilf doch mit! Du siehst, wie es mich belastet, ihn den ganzen Tag über anzustellen. Da antwortete der zweite: Du mühst dich und kannst doch nie zu einem Ende kommen. Morgen sind es andere Speisen, andere Gefäße, andere Behältnisse, und du mußt ihn immer wieder belehren und weisen. Und hat er das andere erfaßt, und verstanden, so kommt das Neue, und er weiß nicht, wo es zu fassen und wie zu halten und zu gebrauchen. Ich aber, ich sitze hier, sinne und plane eine Öffnung in diese dicke Steinmauer zu brechen, damit das Licht der goldenen Sonne zu uns kommen kann. Dann wird es hier hell sein, und auch er wird dann sehen können und alles recht erfassen."

DIE JUNGFRAU VON LUDOMIR.

Nach mündlichen Überlieferungen.

Chane Rochel erblickte das Licht der Welt in Ludomir in Wolhynien um das Jahr 1815.

Sie war die einzige Tochter eines wohlhabenden und nicht ungebildeten Mannes, namens Monesch Werbermacher. Auch ihre Mutter war in den Erbauungsschriften für Frauen bewandert. Von frühester Kindheit an fiel das Mädchen durch Schönheit und seltene Begabung auf. Schon als Kind konnte sie die Bibel lesen und lernte auch schreiben; dann eignete sie sich vieles von der talmudischen Hagada an, aus dem Midrasch und aus frommen Büchern aller Art. Das Kind betete dreimal täglich wie ein Mann und geriet dabei in eine Verzückung, die ihre Umgebung in Staunen versetzte: die Leute meinten, sie wäre würdig, ein Zaddik zu werden.

Chane Rochels ungewöhnliche Geistesgaben und die Wohlhabenheit ihres Vaters wurden bald allen Schadchonim bekannt, die sich um sie sehr bemühten. Man trug ihr die besten Partien an. Aber der alte Monesch wollte kein großes Mitgift geben, und er zögerte deshalb immer wieder mit der Verheiratung seiner Tochter. Endlich wurde Chane Rochel mit einem Jüngling aus ihrer Vaterstadt verlobt. Sie hatte ihren Bräutigam seit ihrer Kindheit gekannt und gewann ihn nun mit ihrer ganzen feurigen Seele lieb. Sie sehnte sich danach, allein mit ihm zu sein und ihr Herz vor ihm auszuschütten. Aber gemäß

der Sitte jener Zeit durften Brautleute vor der Hochzeit nicht zusammenkommen. Und vor Sehnsucht nach dem geliebten Jüngling wurde das Mädchen krank. Niemand beachtete dies. Der Vater war stets beschäftigt, die Mutter, die ihre Tochter sehr lieb hatte, starb gerade um diese Zeit. Und das Mädchen begann sich von den Menschen zurückzuziehen. Ganze Tage verbrachte sie einsam auf ihrem Zimmer und verließ es nur, um das Grab der Mutter aufzusuchen und dort ihr Leid auszuweinen.

Einmal, als Chane Rochel am Grabe ihrer Mutter weilte, soll sie wie in einem Traum gewesen sein, und als sie erwachte, war es dunkel um sie herum, und auf dem Friedhof war kein Mensch mehr zu sehen. Von Angst erfaßt, lief sie rasch nach Hause. Der Weg führte sie über den alten Friedhof, wo die heiligen Männer aus alten Zeiten ruhten. Sie stolperte und fiel auf eines der heiligen Gräber. Sie schrie auf und verlor die Besinnung. Der Friedhofswächter hörte den Schrei, kam ihr zu Hilfe und brachte sie ins Elternhaus. Chane Rochel war wochenlang schwer krank. Sie sprach kein Wort, und die Ärzte gaben sie verloren. Da rief Chane Rochel eines Tages den Vater zu sich und erzählte ihm Folgendes: „Ich bin soeben im Himmel gewesen und war dort bei der Sitzung des großen Bes=Din zugegen. Dort wurde mir eine neue, erhabene Seele verliehen". Nach einigen Tagen genas sie von der Krankheit.

Seitdem führte sie sich wie ein Mann: sie trug einen Tales=Koton und Zizis, betete im Tales und legte Tefilin an. Ganze Tage widmete sie ausschließlich dem Gebet und der Thora. Ihrem Bräutigam gab

sie den Verlobungsbrief zurück, denn sie hatte beschlossen, sich nicht zu vermählen.

Indessen starb der Vater der heiligen Jungfrau und hinterließ ihr ein großes Vermögen. Sie ließ ein neues Beth-Hamidrasch bauen mit einer besonderen Stube für sich. Dort saß sie ständig allein, betete und studierte die Thora.

Der Ruhm der „Jungfrau von Ludomir“ verbreitete sich rasch über die benachbarten Städtchen und Dörfer. Von nah und fern wallfahrteten Frauen und Männer zu ihr wie zu einer Heiligen. Sogar Gelehrte und Rabbiner suchten sie auf. Sie ließ jedoch niemand an sich herankommen. Meist saß sie allein in ihrer Stube bei offenen Türen, während im großen Saale des Beth-Hamidrasch die Leute zusammenkamen, um von dort ihre Reden zu hören.

Sie kam in den Ruf einer Wundertäterin. Man sagte, daß sie die Geheimnisse des Himmels und der Erde kenne und Kranke zu heilen vermöge. Und in der Tat heilte sie diejenigen, die bei ihr Hilfe suchten, mit allerlei Kräutern.

Allmählich hatte sich um Chane Rochel eine Gemeinde von Chassidim gebildet, die man die Chassidim der Jungfrau von Ludomir nannte. Sie beteten in ihrem Beth-Hamidrasch, und an den Sabbathen zur „dritten Mahlzeit“ pflegten sie sich zu versammeln, um ihre Predigt anzuhören.

Die damaligen Zaddikim staunten über das Auftreten eines weiblichen Zaddik. Manche von ihnen suchten sie auf, um sich die wunderbare Erscheinung anzusehen. Chane Rochel nannte jeden Ankömmling, auch die ihr unbekannten beim Namen.

Doch waren manche unter den Zaddikim darüber

im Zweifel, ob sich nicht eine unreine Macht durch den Mund dieses sonderbaren Mädchens kundgäbe. Man suchte ihr zuzureden, sie solle ihre Lebensweise ändern und sich vermählen. Sie wollte zunächst davon nichts hören. Endlich gab sie dem Drängen des berühmten Zaddik Rabbi Mottel von Tschernobyl nach und heiratete einen Rabbiner.

Rabbi Mottel soll gesagt haben: „Wir wissen nicht, welches berühmten Zaddik Seele in diesem Weibe wohnt, aber schwer mag es der Seele eines Zaddik werden, im Leibe eines Weibes Ruhe zu finden". Und er wollte durch die Verehelichung dem Gemüt dieser Frau seine angeborene Art wiedergeben. Aber das gelang ihm nicht. Dem Mann der Jungfrau von Ludomir war bange vor einer Gemeinschaft mit der Heiligen, und er ließ sich bald von ihr scheiden. Chane Rochel verheiratete sich noch einmal — und wiederum kam es zur Scheidung. Und so blieb sie jungfräulich bis an ihren Tod.

Aber schon nach ihrer ersten Ehe war der Zauber von ihr gewichen. Die Leute kamen nicht mehr zu ihr, um Wunder zu heischen. Man sah in ihr nur noch das fromme, gottesfürchtige Weib, das von göttlichem Geiste beseelt war.

Die letzten Jahre ihres Lebens verlebte die Jungfrau von Ludomir im heiligen Lande.

DIE LETZTEN WORTE DES GRAFEN POTOCKI.

Als der Ger-Zedek zur Richtstätte geführt wurde, verhöhnten ihn die Schergen und einer von ihnen sagte zu ihm:

Abraham, wenn du recht hast, wirst du bald vor deinem Gotte erscheinen. Wirst dich dann gewiß bei ihm bitter über uns beklagen.

— Nein, Bruder, antwortete der Ger-Zedek — ich werde keine Zeit dazu finden. . .

Und er fuhr fort:

— Einst lebten zwei Grafen im Reiche eines Königs. Dieser hatte sie in sein Herz geschlossen und liebte beide in gleicher Liebe. Eines Tages brach ein Streit unter ihnen aus und der eine begab sich zum König, um Klage zu führen. Der König ahnte, weshalb er gekommen sei. Was tat er? Er führte ihn in seine Schatzkammer und zeigte ihm Kleinod um Kleinod, das Auge und Herz entzückte, so daß der Graf darüber an den Zweck seines Besuches vergaß. Nach Hause zurückgekehrt, erinnerte er sich daran und wieder ging er zum König. Dieser aber führte ihn nochmals in seine Schatzkammer und zeigte ihm noch herrlichere Kostbarkeiten. So geschah es, daß der Graf nie dazu kam, sich über seinen Gegner zu beklagen.

Mit diesen Worten bestieg der Ger-Zedek den Scheiterhaufen.

AUS DEN KÄMPFEN GEGEN DEN CHASSIDISMUS.

Ein Dokument.

Text des Schwures, den ich geleistet habe im Angesicht meines Vaters, des Rabbaniten, seines ehrwürdigen Namens Pinchos, möge sein Licht leuchten.

Ich schwöre, einen heiligen Gegenstand in der Hand, einen Schwur der Thora, im Sinne des großen Beth-Din, nämlich im Sinne des Rabbiners, des Gaons, des großen Frommen namens Elijah aus der heiligen Gemeinde Wilna, im Sinne des berühmten Frommen Rabbi Kalonimos und im Sinne meines Herrn Vaters, des oben erwähnten, ohne jede Hinterlist, jeden Trug und jeden Vorbehalt. Ich schwöre bei der heiligen Thora und bei meinem Anteil an der zukünftigen Welt, daß ich mich nicht zuzählen werde der Gemeinschaft der Chassidim, der Schüler des R. Israel Baalschem-tow aus Medzyborz, und daß ich bei ihnen keinen Rat einholen werde in Sachen des Gottesdienstes; nämlich, ich werde nicht beten in ihren besonderen Gebethäusern, „Chassidim-Minjan" genannt, werde nicht verkehren in ihren besonderen Kreisen, genannt „Meßiboth-Chassidim" der oben erwähnten Gesellschaft, werde an keinem ihrer Gelage oder Schmause teilnehmen, werde mit ihnen nicht tanzen, werde nie ihren Rabbi aufsuchen, werde ihm nie eine Spende „Lösegeld", wie es ihr Brauch ist, geben, nie

eine einmalige Spende oder einen ständigen Beitrag ihrem Vereine geben. Sollte ich, Gott bewahre, be=

Das hebräische Original des Schwures.

wußt diesen erwähnten Schwur brechen, so mögen auf mein Haupt alle Flüche, die in der Thora geschrieben stehen, kommen. Möge mir kein Entbinden vom Schwur

helfen, keines Rabbiners, keines Gerichtes, mit Ausnahme des oben erwähnten Gerichtes im Beisammensein aller drei Mitglieder und aus ihrem eigenen Munde. Sobald sich bei mir die Absicht kundgeben wird, mich zum Rabbi der oben erwähnten Gemeinde zu begeben, möge über mich die Strafe für den Bruch des Schwurs kommen, ebenso für die Absicht, ihrem Rabbi irgendeinen Brief zu schicken oder irgendeinem von ihren Leuten einen Auftrag zu geben — möge über mich die Strafe für den Bruch des Schwures kommen. Dieser Schwur gilt ewig. Diesen Schwur habe ich vollständig aus eigenem Antriebe und bei klarem Verstande, nach den Gesetzen der Thora geleistet. Und zugleich schwöre ich, beständig Gott, gelobt sei er, zu dienen, und daß Gottes Lehre der Gegenstand meiner Beschäftigung sei und denen, die sie lehren, will ich wie Staub unter ihren Füßen sein, und daß ich nicht weichen werde, weder rechts noch links von den Vorschriften des Schulchan-Aruch. Alsdann mögen mich die Segnungen, die in der Thora geschrieben stehen, erreichen, Amen, Selah.

All das oben Erwähnte unterschreibe ich: Izchok, der Sohn meines Herrn Vaters, meines Oberhauptes und Lehrers, unseres Oberhauptes, unseres Lehrers, des Rabbiners, R. Pinchos, möge ihn sein Schöpfer und seine Stütze beschützen.

In unserer Gegenwart hat dies beschworen, der ausgezeichnete Rabbanite R. Izchok, in der Hand einen heiligen Gegenstand haltend, nach den Vorschriften der Thora.

Zwi Hirsch, der Sohn meines Herrn Vaters, unseres Lehrers und Oberhauptes, des Rabbiners R.

Mosche, das Andenken des Gerechten zum Segen und zum Leben im Jenseits. — Prediger und Rabbiner in der heiligen Gemeinde Monastyrz.

Gerschon, der Sohn. . . des R. Izchok, möge ich ein Löseopfer für seine Ruhestätte sein, das Andenken des Gerechten zum Segen und zum Leben im Jenseits.

ALLTAGSGLAUBE UND VOLKSTÜMLICHE HEILKUNDE GALIZISCHER JUDEN.

Man wische die Blattern mit dem Zopf eines Mädchens.

Um Nasenbluten zu hemmen, lege man an den Nacken einen Schlüssel.

Samstag abends dürfen die Frauen nicht nähen, denn die Toten könnten kommen, daß man ihnen die Totengewänder flicke.

Bei einem Gewitter rücke man den Tisch in die Mitte des Zimmers, lege an alle vier Enden etwas Salz, und in die Mitte des Zimmers eine Bibel, aufgeschlagen beim Kapitel der Schöpfungsgeschichte.

Ein anderes bewährtes Mittel gegen den Hagel ist, den Schürhacken, Brotschaufel und Besen vor das Haus zu werfen.

Meineid bringt noch in demselben Jahr den Tod.

Ein Handschlag gilt so viel wie ein Schwur.

In den Monaten Elul und Tischri (der Zeit der hohen Feiertage, Neujahrs- und Versöhnungsfest) soll man überhaupt nicht schwören, sondern alle Rechtsstreitigkeiten ohne Eid auszutragen trachten.

Ein Synagogenschlüssel unter das Kissen des Sterbenden gelegt, erleichtert die G'sissah. (Agonie).

Frauen dürfen vom Hawdalah-Becher nicht kosten, denn dann wächst ihnen ein Bart.

Jeder Mensch hat einen Stern am Himmel, dessen helleres oder dunkleres Leuchten sein größeres oder kleineres Glück bedeutet; ein „Sternfall" kündigt jedesmal den bevorstehenden Tod eines Menschen an; Sieht man das „Fallen" eines Sternes, so rufe man dreimal: Nicht mein!

Legt man sich in der Nacht ein „Arbakanphoth" (Schaufäden) zu Häupten, so schläft man furchtlos.

Heftiges Prasseln des Feuers auf dem Herd, bedeutet, daß Feinde böse Ränke schmieden; man schütte daher eine Handvoll Salz ins Feuer was man „den Feinden Salz in die Augen streuen" heißt.

Schlucken bedeutet, daß Leute in der Ferne unser gedenken; fasse die Augenwimper und nenne der Reihe nach die Namen der Personen, von denen du vermutest, daß sie eben von dir sprechen; der Name, bei dessen Aussprechen ein Haar aus der Wimper losgeht, ist der Richtige.

Heiratslustige Mädchen trachten, von der „goldenen Jauch" (Hochzeitssuppe) zu kosten, dann werden sie alsbald Bräute; oder sie stecken zu diesem Zweck Haarnadeln der Braut in ihre Haare.

Kitzeln an der inneren Handfläche bedeutet, daß man Geld zählen wird.



R. Salomo Eger.
1785—1852.

Herrſcht eine Epidemie, ſo ſchreibe man an die Türe ſeines Hauſes: hier war ſchon Typhus, Cholera, etc. und das Haus bleibt verſchont.

Auch hänge man an die Türe ein verſchloſſenes Schloß und werfe den Schlüſſel weit fort.

Nieſt man, während man von einem Toten ſpricht, ſo ziehe man ſich beim Ohr, um von dem Toten nicht „gerufen“ zu werden.

Zuweilen kann ein Fluch, wenn auch harmlos und nicht in böſer Abſicht geſprochen, ſobald er in einer ſchlimmen Stunde dem Munde entfährt, ſich bewähren. Man muß ſich deshalb des Fluchens enthalten. In Häuſern, wo Kinder vorhanden ſind, hängt die vorſichtige Mutter eine abgeſchälte Zwiebel an die Wand auf, damit dieſe die etwaigen Flüche „auf=ſaugen“ ſoll.

Man verbrenne einen Reifen und ſtreue die Aſche um die geliebte Perſon, wo dieſe ſitzt oder ſteht, und man gewinnt unfehlbar deren Gegenliebe. Oder man trägt neun Tage lang unter dem linken Arm ein Stück Zucker, das man darauf der geliebten Perſon in einem Trank reicht.

Wenn bei einem Brande das brennende Haus von Tauben umflattert wird, ſo wird das Feuer alsbald aufhören; denn das ſind Engel, die das Haus ſchützen. In Chodorów brach einmal ein heftiger Brand aus, der die ganze Stadt einäſcherte, nur die Synagoge, obwohl allſeitig vom Feuer beleckt, blieb ganz unver=ſehrt, das Dach war eben voll mit Tauben beſetzt.

Jucken im rechten Auge bei Tag bringt Freude, in der Nacht Ärger.

Verbrüht man sich, so greife man sich beim Ohr und sage dreimal: Morgen ist Mittwoch!

Um die bösen Geister von den neugeborenen Kindern fern zu halten, stelle einen Besen, und ein Messer mit der Spitze nach oben in den Schornstein.

Nachwort und Anmerkungen der Herausgeber.

Das vorliegende Buch will die polnischen Juden aus ihrer Eigenkultur heraus verstehen lehren. Die Kultur eines Volkes findet ihren vollkommensten Ausdruck in seinen geistigen Schöpfungen, in seiner Dichtung, in seinen Märchen und Legenden, in seinem Witz, in seinen Sprichwörtern, in seinen Rechtssatzungen und Vertragsurkunden. Aus diesem unmittelbaren Schaffen des Volkes, gleichsam aus dem Urquell der Volksseele, haben wir zu schöpfen gesucht und glauben dabei ein Material zusammengetragen zu haben, das ein wahres und anschauliches Bild von den polnischen Juden gibt.

Aus dieser Methode erklärt es sich, warum in unserem Buch das alte Judentum so stark überwiegt. Die neue Zeit mit ihren nicht immer klaren Tendenzen, mit ihren unausgefochtenen Kämpfen hat bis jetzt nur zum geringen Teil ihre dichterische Form gefunden. Nur selten hat ein Dichterauge das wahre Wesen dieser neuen Erscheinungen schon erfaßt. Noch hat sich ihr Niederschlag im Volksbewußtsein als Märchen, Sprichwort, Sitte nicht verdichtet. Diesen Mangel empfinden die Herausgeber selbst. Wir hätten gewünscht, für manche schicksalsvolle Bewegung den reinen, von den Schlacken der Polemik und Publizistik freien Ausdruck zu finden, so für die große Tatsache des neuen Nationalismus, für die sozialen Kämpfe, vor allem aber für den gewaltigen Komplex der Erscheinungen, den man symbolisch mit dem Worte Boykott bezeichnen kann. —

Nur einige Worte zum Titel. Bis zur Teilung des polnischen Reiches hatte es allzu bedeutende Unterschiede innerhalb der polnischen Judenheit nicht gegeben. Eine deutliche Differenzierung hat erst seit Polens Zerfall allmählich und dann immer stärker eingesetzt. Dies hängt mit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Staaten zusammen, die sich in das polnische Erbe geteilt haben. Für die Zeit des alten Polens haben wir daher territoriale Unterschiede nicht zu machen gebraucht. Es ist ein Zufall, daß wir, um ein Bild von der jüdischen Selbstverwaltung zu geben, einige Bestimmungen

dem litauiſchen Pinkos entnommen haben und nicht dem eines anderen Landesteils. Die Beſchränkungen der Gewerbefreiheit, die durch ein vom König ſanktioniertes Zunftſtatut in der Stadt Wilna illuſtriert werden, hätten geradeſo gut durch ähnliche Beſtimmungen aus Warſchau oder Lemberg erſetzt werden können. Noch in den erſten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts gab es viele und enge Beziehungen unter den Juden des einſtigen Reiches, beſonders zwiſchen Litauen und Polen. Man beachte z. B., mit welcher Selbſtverſtändlichkeit in der Geſchichte vom Wilnaer Balhabeſſel der Verkehr zwiſchen Warſchau und Wilna vor ſich geht. Aber auch die Juden der Provinz Poſen ſtanden damals dem Oſten vielfach näher als Preußen. Der letzte Vertreter des alten Rabbinats R. Akiba Eger aus der Stadt Poſen (geſt. 1837) wurde, um ein Beiſpiel zu geben, jenſeits der Grenze als Gaon hoch verehrt, während die modernen weſteuropäiſchen Rabbiner drüben kaum dem Namen nach bekannt ſind. Was nun die heutige Zeit betrifft, ſo hat ſich zwiſchen Ruſſiſch-Polen und Galizien eine ziemlich ſtarke kulturelle Gemeinſamkeit erhalten. Auf dieſes Gebiet glaubten wir uns beſchränken zu müſſen, um ein einheitliches Volksbild zu geben. Ruſſiſch- und Öſterreich-Polen entſtammen die meiſten Dichter und Schriftſteller, die in dieſem Buche vertreten ſind. Dem Volksleben dieſer Länder ſind auch die meiſten folkloriſtiſchen Beiträge entnommen. —

Wir wiſſen, daß unſer Buch Mängel und Lücken aufweiſt. Es wäre überhaupt ein gewagtes Unternehmen, das vielgeſtaltige Leben eines Volkes in einem Buch von ſo mäßigem Umfang allſeitig darſtellen zu wollen. Für die Wertung unſeres Buches iſt aber zu bedenken, daß es ſich weder um ein wiſſenſchaftliches Werk handelt, noch um ein folkloriſtiſches Handbuch, noch um eine literariſche Anthologie, in der ſich etwa alle Strömungen ſpiegeln ſollen. Auch der Einzelmenſch kann nicht durch Beſchreibung aller Details veranſchaulicht werden, durch einzelne Züge, Gebärden und Handlungen offenbart ſich ſein Bild gleichwohl dem ſchauenden Auge. Und das Bild eines lebendigen Volksindividuums wollen wir mit unſerer nur echtes Volksgut enthaltenden Sammlung zeigen, das Bild der polniſchen Juden, die es trotz aller Wandlungen geblieben ſind — ſolange ſie noch Juden ſind, ſolange ihre Eigenart in der umgebenden Kultur nicht verwiſcht iſt. —

Wer die faſt tauſendjährige Geſchichte der polniſchen Juden verſtehend überblickt, wird ihnen tiefe Achtung nicht verſagen.

So viele Leiden und ſoviel Lebenskraft, ſoviel Elend und ſoviel Geiſt! Ahnenſtolz, glaubensſtark ſchreiten ſie durchs Leben, ſei es tätig, ſei es forſchend oder verträumt. Aber auch die am Leben zerſchellen oder an ihm vorübergehen und die, die in die Ferne ziehen müſſen, der Emigrant, der Batlen, der Proletarier — ſie alle zeigen noch die Spuren des alten Adels als lebendige Glieder einer feſtgefügten, für die Ewigkeit berechneten Gemeinſchaft. So ſehen wir ſie. Möge „Das Buch von den polniſchen Juden" einiges dazu beitragen, daß auch andere ſie ſo zu ſehen lernen.

Von den Beiträgen zu unſerem Buch ſind folgende urſprünglich Deutſch geſchrieben:

Salomon Maimon: Ein Lob der polniſchen Juden. Entnommen ſeinen „Lebenserinnerungen". Geſchrieben 1792. Anaſtatiſche Neuausgabe (Berlin, Louis Lamm) Seite 176—180.

Bernſtein-Wiſchnitzer: Synagogen im ehemaligen Königreich Polen. Da dieſer Beitrag mit dem das gleiche Thema behandelnden Aufſatz von Karl Schwarz (in dem Oſtjudenheft der Süddeutſchen Monatshefte) manche Berührungspunkte aufweiſt, ſei hier bemerkt, daß er noch vor dem Erſcheinen des Oſtjudenheftes geſchrieben war.

Martin Buber: Aus dem Leben des heiligen R. Mosche Leib von Saſow.

Joſef B. Ehrlich: Zwiſchen zwei Müttern. Entnommen den Erinnerungen dieſes merkwürdigen „ehemaligen Chaſſiden" die unter dem Titel „Der Weg meines Lebens" von Joſef Weilen herausgegeben wurden (Wien, Roſner 1874).

Aus dem Hebräiſchen überſetzt ſind folgende Beiträge:

Sämtliche Beiträge von Agnon. Außer dem Regen wurden ſie alle von Max Mayer überſetzt.

Eſtherkas Haus. Die Sage, wie Eſtherka ihre Augen ſucht, wird in Schalom Aſchs Drama Meſchiachs Zeiten erzählt.

Wie der Rabbi Schaul Wahl König von Polen wurde. Entnommen dem Buch „G'dulath Schaul", einer Sammlung von Familienüberlieferungen und Briefen von Nachkommen R. Schaul Wahls, herausgegeben im Auftrage von Denis M. Samuel von Edelmann, London 1854. Es erſchien gleichzeitig auch eine engliſche Ausgabe. Die Überſetzung iſt von Max Strauß.

Aus eigenem Recht. Entnommen dem Pinkos des litauiſchen Waad. Mit ruſſiſcher Überſetzung verſehen und herausgegeben von Tuwim, Petersburg (Beilage zu der von der jüdiſchen hiſtoriſch-ethnographiſchen Geſellſchaft herausgegebenen Vierteljahrsſchrift „Jewrejskaja Starina“).

Der große Koſakenaufſtand. Entnommen dem Buche „J'wejn M'zulah“ des R. Nathan Hannover. Geſchrieben 1653. Deutſche Ausgabe von J. J. Benjamin II. Hannover 1863.

David Friſchmann: Der Schmaus. Frei bearbeitet von Dr. A. Robinſohn.

Dem Jiddiſchen iſt folgendes entnommen:

Eiſik Mejer Dick: Wie der junge Graf Potocki Jude wurde und den Märtyrertod erlitt. Dick (1807—1893) war ein ſehr fruchtbarer und ſeinerzeit namentlich von Frauen vielgeleſener Erzähler. Vorliegende Erzählung, deren Originaltitel „Ger-Zedek“ lautet, wurde urſprünglich Hebräiſch geſchrieben. Die jiddiſche Ausgabe wurde aus dem Nachlaß des Verfaſſers in der vortrefflichen jiddiſchen Monatsſchrift „Die jiddiſche Welt“ (Wilna, Kletzkin 1913) veröffentlicht. Die Überſetzung iſt von Max Mayer.

Jakob Dieneſohn: Die Geſchichte vom Wilnaer Balhabeſſel. Entnommen dem Roman „Herſchele“. Die Überſetzung iſt von Nachum Goldmann.

J. L. Perez: Erlebniſſe eines jüdiſchen Statiſtikers in Polen. Die beiden Skizzen des unvergeßlichen, uns während des Krieges entriſſenen Dichters zeigen ſein Schaffen von einer für den weſteuropäiſchen Leſer neuen Seite.

Schalom Aſch: Ein herrſchaftlicher Sabbat. Bildet das erſte Kapitel des „Poems in Proſa“ „R. Schlojme Nogid“ (Wilna, Kletzkin 1913). Überſetzt von Dr. Helene Sokolow.

Nahum Sokolow: Kowed. Entnommen den „Ausgewählten Schriften“ Band I Warſchau 1912. Überſetzt von Dr. Helene Sokolow.

Verſchiedenen Quellen entnommen iſt folgendes:

Von Stufe zu Stufe. Zuſammengeſtellt und zum Teil überſetzt von Dr. M. Wiſchnitzer. Die einzelnen der ſieben Stücke finden ſich an folgenden Stellen: I. Gleichberechtigung; Rußko Jewrejski Archiv I. Nr. 2; ruſſiſch. — II. Beſchränkung der Handelsfreiheit; Volumina legum Bd. I 525. — III. Kammerknechte des Königs und des Adels; Volumina legum Bd. I

550. — IV. Ausschließung von den Ämtern; Rußko Jewrejski Archiv Bd. II Nr. 236. — V. Judenreine Städte; Mathias Bersohn, Dyplomatariusz dotyczaczy Żydów w dawnej Polsce, Nr. 545, Warschau 1910. — VI. Ausschluß aus den Zünften; Regesty i Nadpisi Bd. I 462; russisch. — VII. Entrechtung; zitiert in der Vierteljahrsschrift Jewrejskaja Starina Bd. III S. 11; russisch.

A. Pino-Karlinski: Die verhängnisvolle Wallfahrt. Bearbeitet auf Grund eines Aufsatzes des Professors Szimon Askenasi; Sammelschrift Pereschitoje Bd. II; russisch.

Die von Prof. M. Weißberg geradezu klassisch erzählten und aus dem Jiddischen von Verschiedenen übersetzten Geschichten: Der Hahn, R. Schaje Gurgel und Der Totenwächter sind der ausgezeichneten, leider eingegangenen Zeitschrift für Volkskunde „Am Urquell“ entnommen (Hamburg, G. Kramer).

Derselben Zeitschrift entstammen auch die beiden Geistergeschichten:

Die Geister in der Synagoge und Der Schuhmacher und die Lejzim (deutsch mitgeteilt von Dr. S. Rubin) sowie Die rettenden Vögel (deutsch mitgeteilt von J. Robinsohn). Alle drei Geschichten sind von uns leicht überarbeitet.

Auch der Alltagsglaube und volkstümliche Heilkunde galizischer Juden von Binjamin Wolf Schiffer (Pseudonym für Binjamin Segel der nicht nur den Abdruck autorisiert hat, sondern auch noch die Freundlichkeit hatte, uns einige Ergänzungen zu geben) erschien zuerst im „Urquell“. Die drei letzten Absätze sind übrigens von Frau M. Harz mitgeteilt.

Das Kilikower Urteil ist aus dem Hebräischen.

Der ehrliche Schneider ist dem hebräischen Volksbuch „Kaw Hajaschar“ von R. Zwi Hirsch Keidenower entnommen.

Die Sprichwörter sind aus verschiedenen Quellen zusammengestellt.

Der Text des Schwures, mit dem R. Jizchok sich vom Chassidismus lossagte, ist in der russischen Sammelschrift „Pereschitoje“ Bd. II enthalten. Übersetzt von Dr. A. Robinsohn.

Die Jungfrau von Ludomir. Auf Grund mündlicher Überlieferungen ihrer Zeitgenossen berichtet von S. A. H. (Dr. S. Horodezky; Jewrejskaja Starina Bd. II). Wir bringen eine gekürzte Bearbeitung.

Die letzten Worte des Grafen Potocki. Von Dr. A. Robinſohn nach einer Mitteilung von Jakob Wolpert aus Riga.

Den „Mitteilungen zur jüdiſchen Volkskunde“ iſt neben der Chelmer Schnurre *Der Schnee* auch die erſte aus der Serie *Ein Pechvogel: Vergebliche Hilfe* entnommen. Die beiden anderen: *Ein jüdiſcher Räuber* und *Gift* ſind dem Volksmund frei nacherzählt.

Das Bildermaterial ſetzt ſich aus Tafeln und Textbildern zuſammen. Von den Tafelbildern ſind folgende der in ruſſiſcher Sprache erſchienenen und von der Verlagsgeſellſchaft Mir herausgegebenen Geſchichte des jüdiſchen Volkes entnommen:

Eſtherkas Haus, das Bildnis von Jakob Frank, das Beth Hamidraſch des Baal Schem, das Bildnis von Salomon Maimon.

Mit Genehmigung der Künſtler, denen wir an dieſer Stelle unſeren beſten Dank ſagen, ſind folgende Werke reproduziert:

Die Stadt Plonsk von Joſef Budko; Schalom Aſch von Hermann Struck; R. Akkiba Eger von Hermann Struck; Das Innere einer Synagoge von Ernſt Oppler (mit Genehmigung des Verlags Ludwig Möller in Lübeck); Die Auswanderer von Max Fabian,

Mit Genemigung des Verlages M. Poppelauer wurden der bekannten „Galerie berühmter Männer in Iſrael“ I und II entnommen die Bildniſſe von R. Salomo Eger und R. Naftali Katz;

Das Bildnis von J. L. Perez. Nach der letzten Aufnahme.

Jüdiſche Hochzeit. Entnommen dem Sammelwerk „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild“. Wien, Emil M. Engel.

Endlich ſind Betende Juden von Moritz Gottlieb und Jeſchibah von S. Hirſzenberg, aus dem Jüdiſchen Almanach (Jüdiſcher Verlag) übernommen.

Das erſte der *Textbilder*, der Titelrahmen, iſt entnommen einem 1622 in Krakau gedruckten Machſor und aus ſeinem Beſitz zur Verfügung geſtellt von Herrn Jakob H. Wagner. Ein bemerkenswertes hiſtoriſches Kurioſum iſt der polniſche Adler oben. Die Zeichnung iſt ein typiſches Beiſpiel der jüdiſchen Buchkunſt aus der Zeit des Barock. Der hebräiſche Vers auf der linken Seite des Haupttitels iſt das Original des Mottos zu der Legende „Polen“ auf Seite 4 unſeres Buches.

Die jüdiſchen Münzen (Seite 4) ſind ebenfalls der oben erwähnten ruſſiſchen Geſchichte des jüdiſchen Volkes entnommen.

Die Karikaturen in dem Abſchnitt über Jakob Frank finden ſich im „Sefer Haſchimuſch" des R. Jakob Emden, Amſterdam 1758—62. Vgl. den Artikel von Prof. Mayer Balaban im Heathid V, wonach auch unſere Reproduktion erfolgt iſt.

Die Zeichnungen zu dem Artikel über die Synagogen im ehemaligen Polen ſind, wie auch im Text hervorgehoben, von der Verfaſſerin.

Was die Transkription der dem Hebräiſchen entnommenen Wörter und Ausdrücke betrifft, ſo iſt angeſichts der Vielfältigkeit der vorhandenen Ausſprachen von einer einheitlichen Methode abgeſehen worden. Die Überſetzer hatten freie Hand nach ihrem Ermeſſen zu verfahren.

Die nachſtehenden Druckfehler bitten wir zubeachten.

S. 91. Zeile 5 von unten, Vergeiſtigung ſtatt Vergeiftigung.
S. 102. Zeile 12 von oben, Apſis ſtatt Abſis.
S. 130, Zeile 9 von unten, umzingelten, ſtatt umzüngelten.
S. 138, Zeile 5 bis 9 von unten, beginnend mit „Darum ſteht . . ." bis „. . . auf ſeine Finger" kommt als Zeile 17ff von oben.
S. 146, Zeile 9 von unten, ihn ſtatt ihm.
S. 160, Zeile 11 von oben, Sprinze ſtatt Sprinſe.
Dwojre ſtatt Dwoje.
S. 221, Zeile 9 von oben, befiehlt ſtatt beſiehlt.

Wir möchten zum Schluß nicht verfehlen, Herrn Dr. A. Robinſohn unſeren herzlichen Dank zu ſagen. Er hat nicht nur mehrere wertvolle Beiträge zu unſerem Buch geliefert, ſondern auch das ganze Material einer kritiſchen Reviſion unterzogen und uns bei der Fertigſtellung des Buches aufs wirkſamſte unterſtützt.

Berlin, den 11. Mai 1916.

Worterklärungen.

Wo das Stichwort in deutſcher oder polniſcher Ausſprache angegeben iſt, ſteht die ſephardiſche Ausſprache in Klammern dahinter.

Arbakanphoth: ein mit Zizzith (ſ. d.) verſehenes Leibchen, von Männern unter der Kleidung getragen.

Barmizwah: entſpricht etwa der Konfirmation der Knaben.

Batlen: (Batlan) Müſſiggänger; vielgeſchäftiger Schwätzer; nicht unwiſſender aber unbeholfener Menſch.

Bes-din (Beth-din): jüdiſches Gericht; auch Gerichtsſtube.

Beth-hamidraſch; Bet- und Lehrhaus.

Bris (B'rith): Beſchneidung; Beſchneidungsfeier.

Challe (Challah): Weißbrot für den Sabbath.

Chanukkah: Makkabäerfeſt.

Chaſen (Chaſan): Vorbeter, Kantor.

Cheder: Elementarſchule.

Cholhamoed: Zwiſchenfeiertage des Peſſach- und Sukkothfeſtes.

Chomez (Chamez): Geſäuertes; darf in den Peſſachtagen nicht verwendet werden.

Chewrah-Kadiſcha: Beerdigungsverein.

Dajan (Mehrzahl Dajanim, Dajonim.): Richter; auch Gehilfe des Rabbiners.

Droſche (D'raſchah): Predigt; erbauliche Anſprache.

Gaon: ein Großer.

Ger, Mehrzahl Gerim: Proſelyt.

Ger-Zedek: Ehrenvolle Bezeichnung für einen Ger (ſ. d.).

Golus (Galuth): Exil; Verbannung des jüdiſchen Volkes aus ſeiner Heimat.

Hagada (Haggadah): Sage, Erzählung; erzählende oder erbauliche Teile des Talmud.

Hawdalah: Gebet zum Sabbathausgang.

Hoſchanah-rabba: der ſiebente Tag des Sukkothfeſtes.

Jeſchiwah (Jeſchibah): Talmudhochſchule

Jaſchiwahbachur: Schüler der Jeſchiwah.

Jom Kippur: Verſöhnungstag; ein Faſttag.

Kahal: Gemeinde, Gemeindeverwaltung.

Kowed (Kawod): Ehre, Würde.

Kugel: eine Sabbathſpeiſe.

Lehawdil: zum Unterſchied; wird gebraucht, um das Ungehörige eines Vergleiches zu bezeichnen

Luljew (Lulaw): und Eſrig (Ethrog): Palmenzweig und Paradiesapfel, beim Gottesdienſt am Laubhüttenfeſt verwendet.

Mazzos (Mazzoth) Einzahl Mazzoh, Mazzah: ungeſäuertes Brot zum Peſſachfeſt.

Melamed: Lehrer.

Melech: König

Meſchiach (Maſchiach): Meſſias.

Mezije (Meziah): ein billiger Kauf.

Midraſch: Erklärung; Auslegung der Bibel nach erbaulichen und geſchichtlichen Geſichtspunkten; auch Bezeichnung für Midraſchliteratur.

Misnagid (Mithnaged): der Nicht-Chaſſid.

Miſchna, Mehrzahl Miſchnajos (Miſchnajoth): älteſter Teil des Talmud. Zum Seelenheil verſtorbener Angehöriger pflegt man einige Abſchnitte aus der Miſchna zu „lernen“ oder lernen zu laſſen.

Mizwah: göttliches Gebot; gottgefällige Tat.

ogid (Nagid): reicher Mann von vornehmem Charakter.

Parnoſſe (Parnaſſah): Erwerb.

Pinkos (Pinkas): Chronik; Verordnungsbuch jüdiſcher Behörden.

Poriz oder Puriz: adliger Gutsbeſitzer.

Purim: ein freudiges Feſt (ſ. das Buch Eſther).

R. = Reb, Rebbe: Rabbi, Raw.

Raw: Rabbiner.

Rebbezin: Rabbinerfrau.

Sabbat haggadol: Der Sabbath vor dem Peſſachfeſt.

Schaalo (Schaalah): Anfrage in rituellen Angelegenheiten.

Schadchon, Mehrzahl; Schadchonim: Heiratsvermittler.

Schames (Schamaſch): Synagogendiener.

Schir hajichud: ein Hymnus auf die Einheit Gottes.

Schochet: Schlächter, der nach rituellen Vorſchriften ſchlachtet, und oft ein gelehrter Mann iſt.

Scholem alejchem, auch Schulem aleichem (Schalom alechem): Friede mit euch; Begrüßungsformel, auch Anfangsworte eines Gebetes.

Schowuos (Sch'wuoth): Wochenfeſt; im Sommer.

Schulchan aruch: der allgemein maßgebende Kodex des R. Joſeph Caro.

Siddur: Gebetbuch.

Slicho (S'lichah): Bußgebet.

Smires (S'miroth): Sabbathhymnen.

Sukke (Sukkah): Laubhütte.

Tales (Tallith): Gebetmantel.

Tales-Koton (Tallith-Katan): kleiner Gebetmantel. ſ. Arbakanphoth.
Talmud-Thora: Schule für arme Kinder.
Tefilin: Gebetriemen.
Terachs Zeiten: Terach, Abrahams Vater, war Töpfer.
Waad: Komitee, Vorſtand, auch höchſtes Organ der jüdiſchen Selbſtverwaltung.
Wajſoſſo (Wajſatha): jüngſter Sohn Hamans (vgl. Buch Eſther); Bezeichnung für einen Dummkopf.
Widui: Sündenbekenntnis vor dem Tode.
Zaddik (Mehrzahl Zaddikim) Gerechter; chaſſidiſcher Rabbi.
Zimes: ein Gericht aus Mohrrüben.
Zizzis (Zizzith): Schaufäden, rituelle Fadenbündel (ſ. 4. Buch Moſes 15 = 37).